Lyrische Anthologie.

Herausgegeben
von
Friedrich Matthisson.

Siebenzehnter Theil.

Zürich,
1807.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Lyrische Anthologie.

Siebenzehnter Theil.

176.

Otto Graf von Haugwitz.

Geboren 1767 zu Pischkowitz in der Grafschaft Glatz. Lebt, als königlich-preussischer Kammerherr, zu Breslau oder auf seinen Gütern in Schlesien.

Genügsamkeit.

Wem in des Lebens Morgenstund' ein Gott
Der Einfalt Sinn, und der Genügsamkeit,
Ins weiche Herz gelegt, dem war der Gott
Vor Millionen hold, und hätt' er ihm
Unsterblichkeit zu geben noch vermocht:
So ward der Erdensohn, gleich ihm ein Gott!

Wohl mir! daß ich der Bühn', auf der das
Glück,
Ein schlauberedter Charlatan, dem Haufen
Des Wunderbalsams Zauberkräfte preist,
Kein Ohr noch lieh, und nimmer leihen werde,
Wofern dem Manne, den ein deutsches Weib,
Voll hohen Mannsinns, unterm Herzen trug,
Von Hofluft nicht das Herz zusammenschrumpft!

Wo Tugend wirket, wirket eigne Kraft.
Die That, die aus dem Herzen keimet, reift
Entgegen der Unsterblichkeit, wiewohl

Sie keines Thrones Sonnenglanz bescheint.
Wiewohl ihr Preis ans harte Ohr des Pöbels,
Aus keines Miethlings Heroldsmunde, schlägt.

Natur! Natur! In deiner Haine Dunkel
Wohnt Seelenstille nur und Selbstgefühl.
Mit Schwestertreue harrt des Flüchtlings dort,
Der froh dem leeren Weltgeräusch entrann,
Die Ruh', im Abendlicht', und schleußt ihn sanft,
So wie die Braut den Jüngling in den Arm,
Und beut ihm lächelnd ihre goldne Schale,
Aus der er schnell des Unmuths und der Thoren
Vergessenheit, wie aus der Lethe, trinkt.

An Deutschlands Barden.

1786.

So lang in Bragas Hain die Harfe tönt,
Singt uns den Großen, Unvergeßlichen,
Geliebten, Guten, Weisen, Einzigen!
Dem Enkel sagts, daß Friedrich unser war,
Und preist den Enkel, wenn er diesen Namen
Zu fassen Kraft in deutscher Seele fühlt.
Ihr singt mit ihm euch zur Unsterblichkeit
Hinüber. Aber sängt ihr ihn, wie Gleim,
Im Schlachtgewitter, und, wie Ramler in
Des Friedens Künsten: eure Harf', o Barden,
Sie siegte doch im großen Wettstreit nicht
Mit seines Lebens hoher Melodie!

Wahrheit.

Wer thöricht wähnt: „Was uns zu wissen
zicmt,
Bescheine Gottes milde Sonne nicht
Mit gleichem Stral für jeden Blick" der legt
Die Wünschelruthe schwerlich aus der Hand.
Befährt noch hundertmal den leeren Schacht,
Und greift nach Flitter, weil des edleren
Metalles Prüfstein dem Betrognen fehlt.

Wohl dem, den früh, mit mütterlichem Kuß,
Die Wahrheit an den treuen Busen nahm!
Zur Seelenruh bedarf er, bis zur Gruft,
Nur sein, und Gottes heiliger Natur;
Obschon ihm Thränen fließen, wenn des Wahns
Tarantelstich die beßre Menschheit traf,
Und Stunden schlagen, wo der Denker sich,
Von Menschen weg, zu seinen Pflanzen sehnt.

Ländliches Glück.

Der Freiheit Zauberstab, o Lycidas,
Verwandelte, wofern er gut dir dünkte,
Dein Halmenhüttchen in ein Marmorhaus;
Doch tauschtest du ein ländlich Sorgenfrei,
Auch nur im luftgen Traum der Phantasie,
Um keinen Goldsaal, wo nicht Saitenspiel,
Noch Becherklang der Sorge Dämon bannt;
Und für die Gärten, wo die Feerei
Der Kunst dem Erdengott ein Eden schuf,
Gäbst du die kleine Flur der Väter nie,
Wo dir ein Hain von Bäumen Früchte zollt,
Zu deren jeden du den Kern gelegt.

Nein, Freund, es ist der Menschheit Jahrbuch nicht,
Was wohl dafür des Haufens Meinung hält!
Dich lehrt ein Blick: der Wahrheit Prüfstein sei
Nicht stets, nach welchem die Unsterblichkeit

Die Namen dort in ehrne Tafeln gräbt.
Drum ruh du wohl in deiner Siedelei,
Wo du des Zeitsturms wildempörtes Toben
Im schwach verlornen Wiederhall kaum hörst,
Und vor des Wahns uraltem Richterstuhl
Kein orthodoxer Gleißner dich verklagt,
Weil du nicht anderst redest, als du denkst,
Ruh wohl und süß! doch süßer einst am Hügel,
Den keine Marmorlüge drückt, am Hügel
Bei deiner Quelle Rand, beschattet rings
Von Blüthenbäumen, wo der Wanderer
Der Kühlung und des Schlummers nie entbehrt,
Und sanft gerührt, indem er weiter geht,
Dafür dem unbekannten Pflanzer dankt.

177.

August Wilhelm Schlegel.

Geboren 1767 zu Hannover. Lebt seit 1804 zu Coppet im Kanton Waadt, als Erzieher der beiden Söhne der Frau von Stael-Holstein, geb. Necker.

Ariadne.

Hell gebadet in den blauen Wogen,
Schwebt der herrlichste vom Sternenchor,
Schwebt der Tagverkündiger empor,
Seine Stirn von goldnem Haar umflogen.
Auf die Inseln im Aegäermeer
Lacht aus Osten Titan lieblich her,
Und entküßt den Thau mit warmen Lippen
Paros weisen Mormorklippen.

Seht, ein Schiff mit stolzen Schwanenflügeln,
Ausgespannt am frischen Morgenwind,
Gleitet flüchtig durch das Labyrinth
Grüner Ufer, die im Meer sich spiegeln.
Dort vom Naxos kommt es hergeflohn,
Und begrüßt dich, stille Delos, schon;
Fröhlich weiht der Schiffer laute Menge
Deinem Gotte Preisgesänge.

Eine Grotte liegt an Naxos Hafen,
So bequem vom Felsenwall verschanzt,
So mit braunen Ulmen rund umpflanzt,
Daß sich Stürme ließen da verschlafen.
In der Grotte ruht ein süßes Kind,
Schön, wie Nymphen und Driaden sind;
Ruht noch, da des Morgens helle Stunden
Alles schon vom Schlaf entbunden.

Ihre Wang' umspielt in zarten Flechten
Goldnes Haar, vom Purpurnetze los,
Ihre Linke sinkt hinab zum Schooß,
Und der Nacken ruhet auf der Rechten.
Würze haucht ihr halbgeschloßner Mund,
Und sein Lächeln thut verstohlen kund,
Wie sie gestern, von Entzücken trunken,
Auf der Liebe Bett gesunken.

Und wer ist die Tochter sanfter Freude,
Die auf weichem Liebeslager ruht?
Es ist Minos königliches Blut,
Seines Hofes köstliches Geschmeide.
Liebe zog aus heimischem Pallast
Sie zur See mit einem fremden Gast,

Der, als könnten sie Verderben drohen,
Ihren Armen schlau entflohen.

Jetzt erwacht sie, weiß noch nichts vom Harme,
Gibt nur Ahndungen der Wonne Raum,
Und erstreckt, noch halb im süßen Traum,
Nach dem Freund die liebevollen Arme,
Doch zu spät! Sie fühlt die Stelle leer,
Sucht, und findet keinen Theseus mehr.
Schrecken jagt den Schlaf ihr aus den Gliedern,
Reißt ihn von den Augenliedern.

Rasch im Sprunge rast sie sich vom Bette;
Und ihr Blick durchsucht der Höhle Schooß.
Theseus! ach, vielleicht zum Scherze bloß
Flohest du von meiner Schlummerstätte!
Theseus! ruft sie, aber ohne Frucht;
Nur der Nachhall aus der Felsenbucht
Seufzet, da sie angstvoll horcht, der Armen
Theseus! zu, wie aus Erbarmen.

Losgegürtet, alles Schmucks entladen,
Nackten Fußes läuft sie ohne Sinn;
Irrt am Strande zwischen Dornen hin,
Scheuet nicht, den Triebsand zu durchwaden;

Nun erklimmet sie die steilste Höh,
Vor ihr liegt die unbegränzte See:
Rings, so weit ein Auge spähen konnte,
Spähet sie am Horizonte.

Und sie sieht in den azurnen Fernen
Noch des Schiffes Segel, an der Luft
Wallend und im feuchten Morgenduft
Halb verschwindend, gleich umwölkten Sternen.
Theuseus, kehre wieder an den Strand!
Sieh, dein Schiff ist noch nicht voll bemannt:
O wie hast du die nicht mitgezählet,
Die du dir, die dich erwählet?

Willst du ohne sie die Fluth durchmessen,
Die dir Rettung, Lieb' und alles bot?
Jener Tag des Kampfes und der Noth,
Und dein Schwur, ist alles schon vergessen?
Arger Flüchtling! Listiger Barbar!
Fluch sey dir, und deiner Räuberschar!
Darum nur entlocktest du, Verräther,
Mich den Sitzen meiner Väter?

Kaum noch rief sie so, da schwand im Meere
Mit dem Schiff die letzte Hoffnung hin.

Nun

Nun erst wog ihr übermannter Sinn
Ruhig ihres Elends ganze Schwere.
Matt und stumm gelehnt an einen Stein,
Scheint sie selbst ein Marmorbild zu seyn,
Bis die bange Seele zu entladen
Thränen ihr die Augen baden;

Bis sie leise stöhnend ihre Klagen
In die Winde lispelt: Wehe mir!
Ausgeworfen auf dies Eiland hier,
Einsam, hilflos; soll ich nicht verzagen?
Wehe mir! so weit mein Auge schaut,
Ist die Insel öd' und unbebaut.
Nirgends seh' ich Rauch aus fernen Hütten,
Nirgends Spur von Menschentritten.

Keine Gärten seh' ich, keine Felder,
Keine Frucht, die Nahrung mir verspricht.
Um die hohen Felsenscheitel flicht
Sich allein das Schwarz der Tannenwälder.
Horch, wie fürchterlich der Waldstrom braust!
Und, wer weiß, wie manches Raubthier haust,
Schon mich witternd, und erhitzt auf Würgen,
Rings in Thälern und Gebirgen.

Goldne Sonne! goldner Tag des Lebens!
Labst du mich zum letztenmale schon?
Gute Götter, gilt vor eurem Thron
Kein Erbarmen? Alles Flehn vergebens?
Muß ich, ohne Trösterin und Freund,
Ohn' ein Auge, das mich sanft beweint,
Ohne Hände, die mich fromm bestatten,
Wandeln zu des Orkus Schatten?

Fluthen bannen mich von deinen Gränzen,
Kreta, süßes Land, das mich gebar!
Wo ich sonst der Mädchen frohe Schar
Angeführt bei Spiel, Gesang und Tänzen.
Aber liehe mir auch Dädalus
Seine Flügel, könnte mich mein Fuß
Leicht und sicher über Meere tragen,
Dennoch müßt' ich dir entsagen!

Denn, wie könnt' ich wohl vor Minos Grimme,
Vor den Wolken seiner Stirn bestehn?
Hab' ich nicht ihn richtend sitzen sehn,
Und gebebt beim Schelten seiner Stimme?
Ich verschwur um Liebe Sitt' und Recht,
Schändete mein göttliches Geschlecht,

Schoute nichts im Himmel und auf Erden,
Eines Sklaven Weib zu werden.

Eines Sklaven, den sein Loos zur Speise
Einem Ungeheuer übergab;
Der geworfen war, wie in ein Grab,
In des Labyrinths verborgne Kreise;
Den mein Wort Erhörung hoffen hieß,
Als ihn Heil und Hoffnung schon verließ,
Dem ich mich, zur Rückkehr von den Todten,
Kühn zur Führerin geboten.

Damals klang, um meinen Sinn zu weiden,
Seine Schmeichelrede süß und schön;
Komm, und sei Gebietrin von Athen!
Wähle mich zum Diener deiner Freuden!
Sieh, es soll ein goldnes Brautgemach
Unter Aegeus väterlichem Dach,
Längst geweiht zur Freude, dich empfangen;
Stolz mit seinem Kleinod prangen.

Aber treulos nun und ohn Erbarmen
Gibt er mir den bittern Tod zum Lohn;
Und verspottet wohl mich Arme schon,
Hoch beglückt in einer Andern Armen.

Allzugrausam, Theseus, warst du mir;
Mag es seyn, daß Ariadne dir
Unwerth schien, um deine Hand zu werben:
Muß sie darum schmählich sterben?

Zwar zum Königsdiadem gebohren,
Und erzogen unter Lust und Pracht,
Hätt' ich doch, statt meiner stolzen Tracht,
Einer Sklavin Hülle mir erkoren.
Jenem Weibe, das dein Herz besitzt,
Hätten diese Hände wohl genützt,
Hätten, ihren schönen Leib zu pflegen,
Ihr Gewänder sticken mögen.

Ariadne! ach, du bist gefallen!
Bist in Schmach gesunken! Wehe dir!
Du, vordem des Mutterlandes Zier,
Hoch und herrlich vor den Mädchen allen!
Schwestern! Nie erfahrt, was ich erfuhr:
Daß euch trüg' ein leicht verwehter Schwur,
Amors Fackel Hymens Fest verkünde,
Und den Scheiderhaufen zünde.

Also klagte die verlaßne Schöne;
Die durchbohrte, liebekranke Brust

Hing am Schatten der verlornen Lust,
Und in Seufzer schmolzen alle Töne.
So erweicht, ihr Götter, euch kein Flehn?
Soll sie hier am öden Strand vergehn?
Soll sie, weggerissen von der Erden,
Spiel der Wind' und Wellen werden?

Sieh, schon jaget mit verhägtem Zügel
Phöbus nah' am Ziele seiner Bahn:
Dunkler strecken auf den Wiesenplan
Schatten sich von leicht bebüschten Hügeln.]
Ariadne kennt nicht Rast noch Ruh.
Jetzo eilt sie dem Gestade zu.
Jetzt verbirgt sie sich mit trüber Seele
In den Grund der Felsenhöhle.

Aber horch, von was für lauten Stimmen,
Wird die Klage plötzlich überschallt?
Voll Getümmels wird der nahe Wald;
Alles scheint in neuem Glanz zu schwimmen.
Bacchus lenkt heran sein Tigerpar,
Bacchus naht, umringt von seiner Schar;
Eines Pardels Fell um seine Lenden,
Einen Thyrsus in den Händen.

Bacchus liebt in öden Waldrevieren,
Liebt auf Klippeninseln, dort und da,
Thasos, Chios und Ortygia,
Seine wilden Reigen aufzuführen.
Das Gebirg, von Ulmen überschirmt,
Das sich hoch auf Naxos Mitte thürmt,
Bot ihm heute, bei des Tages Schwüle,
Seinen Schooß voll Ruh' und Kühle.

Jetzo, bei des Abends milderm Strale
Hatt' er mit erhöhter Jugendkraft
Sich vom Rosenbett' emporgerafft,
Und den Zug hinabgewandt zum Thale,
Wo er oft am Wiesenborn die Nacht
Bei dem Fest der Trauben durchgewacht,
Wo er oft, wenn schon der Morgen glänzte,
Den Pokal mit Schaum bekränzte.

Als er nun das schöne Weib in Trauer
Hier an diesen wüsten Ort erblickt,
Hält er plötzlich still, und schaut entzückt,
Und sein Herz erbebt in süßem Schauer.
Schau, Silen! erkennst du die Gestalt,
Welche dort mit leichtem Tritte wallt,

Jene dort im flatternden Gewande,
An dem fluthumrauschten Strande?

Wuchs und Größe, wie voll Würd' und Adel!
Wie viel Reitz um Nacken, Brust und Leib!
Sahest du auf Erden je ein Weib,
So wie diese sonder Fehl und Tadel?
Ha, fürwahr! das sag' ich ohne Spott:
Schöner ging mit ihrem lahmen Gott
Selbst Cythere nicht zur Hochzeitkammer!
Doch sie scheint voll Weh und Jammer.

Sieh, als ob mit ihr der Himmel zürne,
Wendet flehend sich ihr Aug' empor,
Und es wölkt sich, wie ein düstrer Flor,
Sorg' und Leid um ihre blasse Stirne.
Ach, es schleuderte vielleicht ihr Schiff
Sturm und Brandung an das Felsenriff,
Und sie hat, dem wilden Meer entronnen,
Einsam diesen Strand gewonnen.

Nein, noch soll ihr Leben nicht den Adern,
Nicht der Odem ihrem Mund' entfliehn!
Sie der Macht des Hades zu entziehn,
Wollt' ich selbst mit dem Verhängniß hadern.

Und schon eil' ich zu der Dulderin,
Schenk' ihr Trost und neubelebten Sinn,
Bringe nach dem Sturm ihr Frühlingswetter,
Bringe mich ihr zum Erretter!

Aber keiner folge meinem Schritte
Von euch, Satyrn und Thyaden nach!
Bleibet hier, und kühlt an diesem Bach
Eure Becher nach gewohnter Sitte.
Schrecken sollt ihr nicht mit tollem Schwarm
Die Verlaßne dort in ihrem Harm!
Sollet ihre Klag', ihr leises Stöhnen
Nicht durch euren Jubel höhnen.

Bachus sprachs, und schwang sich leicht vom
Wagen,
Ging, und stand nun, Ariadnen nah,
Wie ein milder Friedensherold da,
Hülfe, Schutz und Heil ihr anzutragen.
Staunend sah sie ihn; ihr scheuer Blick
Wich vor seinem Götterglanz zurück,
Und sie fiel mit sittsamen Geberden
Bebend vor ihm hin zur Erden.

Doch es tönte von des Jünglings Lippen
Diese Rede sanft und traulich ihr:

Welche Stürme, Holde, sage mir!
Warfen dich an dieses Eilands Klippen?
Sei getrost! Bald sollst du doppelt schön
Das verlorne Land der Heimath sehn,
Bald des theuern Vaters Hals umfangen,
Und am Kuß der Mutter hangen.

„Ach, auf ewig ist für mich verloren
Wiederkehr, Geschlecht und Vaterland!
Aller Zorn ist gegen mich entbrannt,
Und zum Elend bin ich auserkoren."
Wie, so wars kein Sturm, der dich verschlug?
„Nein, es war der Menschen Haß und Trug."
Wer, o wer kann so viel Schönheit hassen,
Kann so grausam sie verlassen?

„Laß mein Leiden, weil von ihm der Willen
Und die Macht von keinem Gott mich löst,
Weil mein Herz doch nimmermehr genest,
In verschwiegner Seele mich verhüllen."
Nein, du Holde! Kommt auch Trost und Rath
Allzuspät nach schon geschehner That,
O so mags den kranken Geist doch weiden,
Auszuströmen seine Leiden!

Also sprach er, und des Gottes Bitten
Schlichen zauberisch sich in ihr Ohr,
Lockten ihr Geständnisse hervor,
Gegen die noch Scham und Wehmuth stritten.
Halb errathen ließ ihn ihr Geschick
Ihr gebrochner Ton, ihr matter Blick;
Unter Seufzern, Zeugen ihrer Schmerzen,
Quoll die Red' aus ihrem Herzen.

O des Argen! So dich zu verlassen!
Bacchus riefs, und hielt vor Zorn sich kaum;
Mag er fliehn bis an der Erde Saum,
Meine Rache soll ihn dennoch fassen.
Aber nun, o Nymphe, schone dein!
Er vergaß dich; so vergiß auch sein!
Laß mich dir den süßen Becher mischen,
Und dein mattes Herz erfrischen.

Sprachs, und bot ihr dar vom Saft der Traube;
Längst durchlief ihn schon geheime Gluth,
Seine Schläfe schwellte reges Blut
Unter krausem kühlem Rebenlaube.
Funken blitzten aus den Augen ihm;
Mit des heissen Durstes Ungestüm

Lüsterte den schönen Götterknaben
Nach der Liebe süßen Gaben.

Und schon hielt sein Arm sie fest umschlungen,
Und im Kusse, voll verwegner Lust,
Haucht er Flammen in die junge Brust,
Die noch kaum mit Qual und Angst gerungen.
Was sie jüngst des Aegeus Sohn erlaubt,
Ward ihr leicht von einem Gott geraubt:
Einmal schon verstrickt in Amors Bande,
War sie schwach zum Widerstande.

Während Bacchus so in stiller Grotte
Aphroditens goldne Früchte stahl,
Harrt' auf ihn am Wiesenborn im Thal
Zechend seine weinbelaubte Rotte.
Ahndung von des Gottes hoher Lust
Hatte jetzt gewaltig jede Brust
Uebermannt, sich jedes Sinns bemeistert,
Alle Zungen wild begeistert.

Evoe, du starker Nymphenzwinger!
Also scholl ihr Dithyrambus laut;
Jubel deiner göttergleichen Braut,
Und Triumph dir, grosser Thyrsusschwinger!

Hast du nicht sie glorreich unterjocht.
Daß ihr zartes Herz voll Inbrunst pocht,
Daß, von tausend Wonnen überschüttet,
Lispelnd sie um Gnade bittet?

Doch du selbst, Gigantenüberwinder!
Gabst dem Mädchen dich entwaffnet hin.
Ha! gefesselt hat sie Kraft und Sinn
Dir, du wunderstarker Sinnenbinder.
Lechzend pflückst du, was ihr Mund dir beut,
Diese Frucht voll reiner Süßigkeit.
Gleicht die Traub' in Chios Weingefilde,
Gleicht sie ihrem Kuß an Milde?

Preis dem Bacchus! Tanzt im Festgetümmel!
Evoe! und schwingt den Thyrsusstab!
Tanzet Hügel auf, und Thal hinab!
Unsre Feier schalle bis zum Himmel.
Seht, schon tanzt den hochzeitlichen Chor
Luna uns mit heller Fackel vor!
Evoe! wie an den lichten Höhen
Jauchzend sich die Sterne drehen!

So erklang an Naxos Felsgestaden
Jubel, Paukenschlag und Zymbelschall.

Nymphen wachten auf am Wasserfall;
Staunend horchten rings die Oreaden.
Fortgewirbelt von des Taumels Fluth
Sprang die Mönas; voll der raschen Wuth,
Lärmend mit Krotalen und Posaunen,
Sprangen kraus-gelockte Faunen.

Milde duftend thaute nun der Morgen,
Schwächer blinkte der Plejaden Chor;
Ariadne wankte still hervor
Aus der Gruft, die Theseus Kampf verborgen.
Sie auf ihn nachläßig hingelehnt;
Er, durch frohen Siegerstolz verschönt,
Strebt die Wölkchen, die ihr Aug umdüstern,
Wegzuschmeicheln, wegzuflüstern.

Ariadne! Geberin der Wonne!
Sterblichen geziemt der Kummer nur:
Aber du bei meinem höchsten Schwur!
Sollst unsterblich glänzen, wie die Sonne.
Stammst du nicht aus meines Vaters Blut?
Auf denn! Komm, und hege Göttermuth!
Führen will ich dich zu Jovis Throne,
Gottheit fodern dir zum Lohne.

Dir zum Lohne will ich Gottheit fodern,
Ewge Schönheit, ewgen Jugendglanz!
Deiner Scheitel halbverwelkter Kranz
Soll zum Denkmal bei den Sternen lodern.
Also sprach er; ihn und seine Braut
Grüßten neue Dithyramben laut.
Beide wurden auf beschwingtem Wagen
Zum Olymp emporgetragen.

Pygmalion.

Festlich duften Cypriens Altäre;
Von Gesang ertönet Paphos Hain.
Schön geordnet ziehn geschmückte Chöre
In den mirtumkränzten Tempel ein:
Rosig blühnde Mädchen, zarte Knaben;
Alle bringen sie Gelübd' und Gaben,
All' erflehn, Verlangen in der Brust,
Liebe, Reitz und Jugendlust.

Wollust athmet aus den Rosenlauben,
Wo sich willig manches Par verirrt,
Wo ein Par von buhlerischen Tauben
Ihrer Ankunft süß entgegen girrt.
Küsse hört man flüstern in den Büschen,
Wo sich Licht und Dunkel lieblich mischen,
Wo der Grund, mit Moosen überwebt,
Sich zum Lager schwellend hebt.

Aber einsam, in sich selbst verschlossen,
Schaut Pygmalion dem Feste zu;
Das Frohlocken muthiger Genossen
Weckt ihn nicht aus seiner ernsten Ruh.
Suchtest du denn von den Schönen allen,
Holder Jüngling, keiner zu gefallen?
Oder hat, für die dein Sinn entbrannt,
Spröde sich dir abgewandt?

Ach, ihm kam wohl mancher Gruß entgegen,
Mancher Wink verhieß ihm Gunst und Glück,
Und es hob von schnellern Herzenschlägen
Mancher Busen sich vor seinem Blick.
Doch umsonst! Nie öffnet er die Arme,
Daß davon umstrickt ein Herz erwarme;

Dieser Mund, wo frisch die Jugend blüht,
Wird von Küssen nie durchglüht.

Höher strebt sein einziges Begehren.
Hingeschmiegt an einen zarten Leib
Würde dennoch Sehnsucht ihn verzehren.
Was ihm fehlt, gewährt kein irdisch Weib,
Nicht um Blumen, gleich dem Schmetterlinge,
Auf zur Sonne mit des Adlers Schwinge
Schwebt sein Geist, und athmet reine Luft,
Unberauscht von süßem Duft.

Zur Geliebten hat er sich erlesen
Die noch nie ein sterblich Auge sah;
Nur ein Schatte, doch ein mächtig Wesen,
Ist sie fern ihm, und doch ewig nah.
Tief in seines Innern heilger Stille
Pflegt die Dichtung sie mit reger Fülle,
Und umarmt das göttlich schöne Bild,
Halb von eignem Glanz umhüllt.

In erstauntes Anschaun so versunken,
Fühlt er sich allein, wenn er erwacht.
„Götter!" seufzt er denn, „nur einen Funken,
Einen Funken eurer Schöpfermacht!

Bin ich bloß zu eitlem Wahn geboren?
Meine Lieb' an einem Traum verloren,
Der von ihrem Odem nie beseelt
Liebevoll sich mir vermählt?"

„Oder thronet, die ich lieb', im Saale
Des Olymp mit selger Allgewallt?
Trinkt sie jeden Tag aus goldner Schale
Jugend und ambrosische Gestalt?
Wird sie zürnend den Vermeßnen tödten,
Der in Lieb' entbrennt, statt anzubeten?
Oder lächelt sie, voll Gröߒ und Huld,
Seiner hoffnungslosen Schuld?"

„Göttin, deren neugeborne Schöne
Einst das Meer in Purpurgluth getaucht!
Du, die in die Brust der Menschensöhne,
Wie der Götter, linde Wonne haucht!
Sieh mit unaussprechlichem Verlangen
Mich am Schatten deines Bildes hangen;
Diese Züge hoher Anmuth lieh
Nur von dir die Phantasie."

„Zwar dich darf kein Sterblicher erblicken,
Wie du bist, wie dich der Himmel kennt;

Kaum durchblitzen würd' ihn das Entzücken
Einen schnell vernichtenden Moment.
Aber laß, wie Frühlingswehn, dein Lächeln
Eine jungfräuliche Stirn umfächeln,
Wie die Sonn' im Bache sich beschaut:
Und ich grüße sie als Braut!"

Also fleht er oft; doch aus den Sphären
Steigt Erhörung niemals ihm herab.
Nur die Kraft kann seinen Wunsch gewähren,
Die zuerst dem Wunsche Flügel gab.
Hoffst du Labung ausser dir? Vergebens!
In dir fließt die Quelle schönes Lebens;
Schöpfe da, und fühle froh geschwellt
Deine Brust, dein Aug erhellt.

Eine Stimme, tröstend im Versagen,
Flüstert in die Seel' ihm diesen Rath.
Nein! nicht länger will er schmachtend zagen;
Träume riefen zu Entschluß und That.
Muthig, was er liebt, sich zu erschaffen,
Schärft er seines Geistes goldne Waffen;
Still verheißt dem Sinnenden die Kunst
Hülfe, statt der Götter Gunst.

Jener Zaubrer wandelnder Gestalten,
Dädalus, erzog ihn einst für sie,
Lehrt' ihn Bildung aus dem Stoff entfalten,
Bis sie schön zum Ebenmaß gedieh.
Gern besiegt von seines Meissels Schlägen,
Schien der starre Felsen sich zu regen,
Und er ward auf seines Lehrers Spur
Nebenbuhler der Natur.

Wie Prometheus Menschen, seine Brüder,
Bildet er der Götter ganzes Chor;
Zog zur Erde nur den Himmel nieder,
Nicht die Erde zum Olymp empor.
Edle Wesen, irdische Heroen,
Doch nicht groß, wie die unnennbar Hohen,
Schien ihr mildres, nicht umstraltes Haupt,
Der Unsterblichkeit beraubt.

Und der Künstler wohnt' in ihrer Mitte,
Frei und fröhlich ihnen zugesellt,
Sie bewirthend nach der biedern Sitte
Jener ersten unschuldsvollen Welt,
Wo die Himmlischen auf stillen Fluren
Oft mit Menschen Freud' und Leid erfuhren,

Wo Apoll, ein unerkannter Hirt,
Singend Tempes Thal durchirrt.

Aber seit ein namenloses Sehnen,
Süß und quellend, seine Brust entzweit,
Seit der Wahn der nie erblickten Schönen
Ihn berauscht mit Allvergessenheit,
Ließ er ruhn die kunstbegabten Hände,
Unbesorgt, ob er ein Werk vollende,
Das nur halb mit zweifelhaftem Sieg,
Aus dem Stein ins Leben stieg.

Nun da zu der holden Unsichtbaren
Ihn hinan des Muthes Fittig trägt,
Will er seinen Augen offenbaren,
Was sein Busen heimlich längst gehegt.
In der Fluth begeisternder Gedanken,
Die entbunden um die Sinne schwanken,
Liebeglühend, tritt Pygmalion
In der Werkstatt Pantheon.

Und, o Wunder! in verklärtem Lichte
Stehen rings die stolzen Bilder da;

Es enthüllt dem staunenden Gesichte
Gottheit sich, wie er sie nimmer sah.
Wie von reinem Nektarthau durchflossen,
Wonnevoller Ewigkeit Genossen,
Schön und furchtbar, scheinen sie erhöht
Zu des Urbilds Majestät.

Auf des Donnergottes heitre Brauen
Wallt der Locken hoher Schwung zurück;
Juno thront, die Königin der Frauen;
Pallas senkt den sinnig ernsten Blick.
Bacchus bietet hold die frohen Gaben;
Weiche Jugend blüht dem Götterknaben;
Hermes regt den Sinn, behend und schlau,
Mit der Glieder leichtem Bau.

Selbstgenügsam, in entzückter Feier,
Schwebt Apoll, mit Daphnes Laub umkränzt,
Haucht Gesänge zu der stummen Leier,
Die in seinem Arm, ein Kleinod, glänzt.
Und o du! süßlächelnde Dione,
Mit der Anmuth zartem Gürtel! Schone!
Gab er nicht zum Opfer Seel' und Sinn
Ganz, Urania, dir hin?

Freudig, doch mit ahndungsvollem Schweigen,
Blickt er auf der Himmelsmächte Kreis.
Richter sind sie ihm und heilge Zeugen,
Wie er ringt nach der Vollendung Preis.
Nicht zu ruhn, noch feige zu ermatten,
Schwört er bis er den geliebten Schatten,
Einen Fremdling in der niedern Welt,
Seinen Göttern dargestellt.

Schöner Stein! In Paros kühlen Grüften
Hat die Oreade dir gelacht;
Ja, du wurdest aus den Felsenklüften
In beglückter Stund' hervorgebracht.
Von der Hand Pygmalions erkoren,
Reiner Marmor! wirst du neu geboren.
Was sein Stahl dir liebend raubt, vergilt
Tausendfach das holde Bild.

Wenn Aurora kaum noch deine Weisse
Röthet, eilt der Künstler schon herzu.
Und ihm winkt von immer süßerm Fleisse
Nur die Nacht gebieterisch zur Ruh.
Wenn des Schlafes Arm ihm leis' umfangen,
Spielt um ihn das schmeichelnde Verlangen,

Zeichnet sein gelungnes Werk der Traum
Dämmernd in des Aethers Raum.

Endlich geht die freundlichste der Sonnen
Ueber ihm, Vollendung bringend, auf.
Endlich, endlich ist das Ziel gewonnen,
Und die Palme kühlt des Siegers Lauf.
Vor ihm blüht das liebliche Gebilde,
Gleich der Rose, die der Frühlingsmilde,
Welche webend, athmend um sie floß,
Kaum den Purpurkelch umschloß.

Hüllenlos, von Unschuld nur umgeben,
Scheint sie sich der Schönheit unbewußt,
Ihre leicht gebognen Arme schweben
Vor dem Schooß, und vor der zarten Brust.
Reine Harmonie durchwallt die Glieder,
Deren Umriß, von der Scheitel nieder
Zu den Sohlen, hingeathmet fliegt,
Wie sich Well' in Welle schmiegt.

Schön begränzt ihr Daseyn stille Gnüge,
Friedlich wohnet es in sich daheim;

Und es ruht im Spiel der linden Züge
Unentfaltet künftger Liebe Keim.
Gleich als ob sie immer traur' und zürne,
Lacht' ihr heller Blick, die ebne Stirne;
Ihre halbgeschloßne Lippe schwoll,
Süßer Tön' und Küsse voll.

Selig festgezaubert im Betrachten,
Schaut Pygmalion, und glüht, und schaut.
Bald verstummt er, aufgelöst in Schmachten;
Bald erschallt des Herzens Hymne laut.
Einen Gegenstand der Huldigungen
Hat sich nur die treue Lieb' errungen,
Die nach dem, was nirgends war, zuvor
In der Oede sich verlor.

Seine Seele, die Erwiedrung heischet,
Leihet der Geliebten, was sie fühlt,
Gern vom eignen Wiederschein getäuschet,
Der um jene Jugendfülle spielt.
Mit des Steines nachgeahmtem Leben
Strebt er sich so innig zu verweben,
Daß sein Herz, von Lieb' und Lust bewegt,
Wie in beider Busen schlägt.

Was ersann er nicht, ihr liebzukosen?
Welche süße Namen nennt' er nicht?
Das Gebüsch verarmt an Mirt' und Rosen,
Die er sorgsam ihr in Kränze flicht.
Aber ach, wenn wird ihr holdes Flüstern
Seinen Liebesreden sich verschwistern?
Wenn besiegelt der erwärmte Mund
Wiederküssend ihren Bund?

Lächelnd einst, wie mildes Frühlingswetter,
Schaut Urania vom lichten Thron:
Von der Menschen Vater und der Götter
Fordert sie der reinsten Treue Lohn:
Sieh! allein von allen Erdensöhnen
Hat Pygmalion, dem höchsten Schönen
Huldigend, und frei vom Sinnenbrand,
Sich zu meinem Dienst gewandt.

Nicht aus Trotz, zu eitlem Schöpfungsruhme,
Folgsam lauschend nur dem innern Ruf,
Stellt er im verborgnen Heiligthume
Uns die Gattin dar, die er sich schuf.
Jenen Funken, den Prometheus raubte,
Zum Verderben seinem stolzen Haupte,

Gib ihn mir für den bescheidnen Sinn
Meines Künstlers zum Gewinn.

So die Göttin, und mit Wohlgefallen
Winkt ihr Zeus, und neigt den Herrscherstab;
Locken, den Olymp erschütternd, wallen
Auf die Stirn ambrosisch ihm herab.
Ein gewohntes Opfer darzubieten,
Stand Pygmalion in Duft und Blüthen,
Als es wie ein Blitz sein Mark durchdrang,
Daß er zagend niedersank.

Doch ihn lockten ferne Melodieen
Zauberisch ins Leben bald zurück.
Rosenfarbne Morgenschimmer fliehen
Um das Bild, und laben seinen Blick.
Wie von eines Aetherbades Wogen
Wird sie sanft gewiegt und fortgezogen:
Soll sie eures Himmels Zierde seyn?
Götter! Götter! sie ist mein.

Und er fliegt hinzu, und schlingt die Arme
Kühn und fest um das geliebte Weib.

Glühend, schauernd fühlt er, sie erwarme;
Seinem Drucke weicht der Marmorleib.
Und es schlägt ihr Herz die ersten Schläge,
Und die Pulse werden hüpfend rege,
Und das Drängen junger Lebenslust
Schwellt die ungeduldge Brust.

Und ihr Auge — Wonne würd' ihn tödten,
Schlöß' es sich dem fremden Tage nicht.
Ach, sie drückt mit schüchternem Erröthen
An des Jünglings Busen ihr Gesicht.
Liebe! Liebe! stammeln beider Zungen,
Und die Seelen, ganz in eins verschlungen,
Hemmt ein Kuß im schwesterlichen Flug
Mit geheimnißvollem Zug.

Arion.

Arion war der Töne Meister.
Die Cither lebt' in seiner Hand;
Damit ergetzt er alle Geister,
Und gern empfing ihn jedes Land.
Er schiffte goldbeladen
Jetzt von Tarents Gestaden
Zum schönen Hellas heimgewandt.

Zum Freunde zieht ihn sein Verlangen;
Ihn liebt der Herrscher von Korinth.
Eh' in die Fremd' er ausgegangen,
Bat der ihn, brüderlich gesinnt:
Laß dirs in meinen Hallen
Doch ruhig wohlgefallen!
Viel kann verlieren, wer gewinnt.

Arion sprach: „Ein wandernd Leben
Gefällt der freien Dichterbrust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,

Sie sei auch vieler Tausend Lust.
An wohlerworbnen Gaben
Wie werd' ich einst mich laben,
Des weiten Ruhmes froh bewußt!"

Er steht im Schiff am zweiten Morgen;
Die Lüfte wehen lind' und warm:
„O Periander, eitle Sorgen!
Vergiß sie nun in meinem Arm!
Wir wollen mit Geschenken
Die Götter reich bedenken,
Und jubeln in der Gäste Schwarm."

Es bleiben Wind und See gewogen;
Auch nicht ein fernes Wölkchen graut.
Er hat nicht allzuviel den Wogen,
Den Menschen allzuviel vertraut.
Er hört die Schiffer flüstern,
Nach seinen Schätzen lüstern;
Doch bald umringen sie ihn laut.

„Du darfst, Arion, nicht mehr leben:
Begehrst du auf dem Land ein Grab,
So mußt du dir den Tod dir geben;
Sonst wirf dich in das Meer hinab."

So wollt ihr mich verderben?
Ihr mögt mein Gold erwerben;
Ich kaufe gern mein Blut euch ab.

„Nein, nein! wir lassen dich nicht wandern;
Du wärst ein zu gefährlich Haupt.
Wo blieben wir vor Periandern,
Verriethst du, daß wir dich beraubt?
Uns kann dein Gold nicht frommen,
Wenn wieder heimzukommen
Uns nimmermehr die Furcht erlaubt."

Gewährt mir dennoch Eine Bitte,
Gilt, mich zu retten, kein Vertrag:
Daß ich nach Citherspielersitte,
Wie ich gelebet, sterben mag.
Wenn ich mein Lied gesungen,
Die Saiten ausgeklungen,
Dann fahre hin des Lebens Tag.

Die Bitte kann sie nicht beschämen,
Sie denken nur an den Gewinn.
Doch solchen Sänger zu vernehmen,
Das reizet ihren wilden Sinn.

„Und wollt ich ruhig lauschen,
Laßt mich die Kleider tauschen:
Im Schmuck nur reißt Apoll mich hin.“

Der Jüngling hüllt die schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar;
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen;
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Cither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Er scheint erquickt die Luft zu trinken;
Er stralt im Morgensonnenschein,
Es staunt der Schiffer Bande;
Er schreitet vorn zum Rande,
Und sieht ins blaue Meer hinein.

Er sang: „Gefährtin meiner Stimme!
Komm, folge mir ins Schattenreich!
Ob auch der Höllenhund ergrimme,
Die Macht der Töne zähmt ihn gleich.

Elysiums Heroen,
Dem dunkeln Strom entflohen!
Ihr friedlichen, schon grüß' ich euch!"

„Doch könnt ihr mich des Grams entbinden?
Ich lasse meinen Freund zurück.
Du gingst, Eurydicen zu finden;
Der Hades barg dein süßes Glück.
Da wie ein Traum zerronnen,
Was dir dein Lied gewonnen,
Verfluchtest du der Sonne Blick."

„Ich muß hinab, ich will nicht zagen!
Die Götter schauen aus der Höh,
Die ihr mich wehrlos habt erschlagen,
Erblasset, wenn ich untergeh!
Den Gast, zu euch gebettet,
Ihr Nereiden, rettet!"
So sprang er in die tiefe See.

Ihn decken alsobald die Wogen;
Die sichern Schiffer segeln fort.
Delphine waren nachgezogen,
Als lockte sie ein Zauberwort:

Eh Fluthen ihn ersticken,
Beut einer ihm den Rücken,
Und trägt ihn sorgsam bis zum Port.

„Leb wohl, und könnt' ich dich belohnen,
Du treuer, freundlicher Delphin!
Du kannst nur hier, ich dort nur wohnen:
Gemeinschaft ist uns nicht verliehn.
Dich wird auf feuchten Spiegeln
Noch Galatea zügeln;
Du wirst sie stolz und heilig ziehn."

Arion eil nun leicht von hinnen,
Wie einst er in die Fremde fuhr;
Schon glänzen ihm Korinthus Zinnen.
Er wandelt singend durch die Flur.
Mit Lieb' und Lust geboren,
Vergißt er, was verloren,
Bleibt ihm der Freund, die Cither nur.

Er tritt hinein: „Vom Wanderleben
Nun ruh' ich, Freund, an deiner Brust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie wurde vieler Tausend Lust.

Zwar falsche Räuber haben
Die wohlerworbnen Gaben;
Doch bin ich mir des Ruhms bewußt."

Dann spricht er von den Wunderdingen,
Daß Periander staunend horcht,
„Soll Jenen solch ein Raub gelingen?
Ich hätt' umsonst die Macht geborgt.
Die Thäter zu entdecken,
Mußt du dich hier verstecken,
So nahn sie wohl sich unbesorgt."

Und als im Hafen Schiffer kommen,
Bescheidet er sie zu sich her.
„Habt vom Arion ihr vernommen?
Mich kümmert seine Wiederkehr."
Wir ließen, recht im Glücke,
Ihn zu Tarent zurücke.
Da, siehe! tritt Arion her.

Gehüllt sind seine schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;

Die Arme zieren Spangen;
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Cither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Sie müssen ihm zu Füßen sinken;
Es trifft sie, wie des Blitzes Schein.
„Ihn wollten wir ermorden;
Er ist zum Gotte worden:
O schläng' uns nur die Erd' hinein!"

Er lebet noch, der Töne Meister;
Der Sänger steht in heilger Hut.
Ich rufe nicht der Rache Geister;
Arion will nicht euer Blut.
Fern mögt ihr zu Barbaren,
Des Geitzes Knechte, fahren;
Nie labe Schönes euren Muth!

Lebensmelodien.

Der Schwan.

Auf den Wassern wohnt mein stilles Leben,
Zieht nur gleiche Kreise, die verschweben,
Und mir schwindet nie im feuchten Spiegel
Der gebogne Hals und die Gestalt.

Der Adler.

Ich haus' in den felsigen Klüften,
Ich braus' in den stürmenden Lüften,
Vertrauend dem schlagenden Flügel
Bei Jagd und Kampf und Gewalt.

Der Schwan.

Mich erquickt das Blau der heitern Lüfte,
Mich berauschen süß des Kalmus Düfte,
Wenn ich in dem Glanz der Abendröthe
Weich befiedert wiege meine Brust.

Der Adler.

Ich jauchze daher in Gewittern,
Wenn unten den Wald sie zersplittern.
Ich frage den Blitz ob er tödte?
Mit fröhlich vernichtender Lust.

Der Schwan.

Von Apollos Winken eingeladen,
Darf ich mich in Wohllautströmen baden,
Ihm geschmiegt zu Füßen, wenn die Lieder
Tönend wehn in Tempes Mai hinab.

Der Adler.

Ich throne bey Jupiters Sitze;
Er winkt, und ich hol' ihm die Blitze;
Dann senk' ich im Schlaf das Gefieder
Auf seinen gebietenden Stab.

Der Schwan.

Von der selgen Götterkraft durchdrungen,
Hab' ich mich um Ledas Schooß geschlungen;
Schmeichelnd drückten mich die zarten Hände,
Als ihr Sinn in Wonne sich verlor.

Der Adler.

Ich kam aus den Wolken geschossen,
Entriß ihn den blöden Genossen:
Ich trug in den Klauen behende
Zum Olymp Ganymeden empor.

Der Schwan.

So gebar sie freundliche Naturen,
Helena, und euch, ihr Dioskuren,
Milde Sterne, deren Brüdertugend
Wechselnd Schattenwelt und Himmel theilt.

Der Adler.

Nun tränkt aus nektarischem Becher
Der Jüngling die ewigen Zecher!
Nie bräunt sich die Wange der Jugend,
Wie endlos die Zeit auch enteilt.

Der Schwan.

Ahndevoll betracht' ich oft die Sterne,
In der Fluth die tiefgewölbte Ferne,
Und mich zieht ein innig rührend Sehnen
Aus der Heimath in ein himmlisch Land.

Der Adler.

Ich wandte die Flüge mit Wonne
Schon früh zur unsterblichen Sonne,
Kann nie an den Staub mich gewöhnen;
Ich bin mit den Göttern verwandt.

Der Schwan.

Willig weicht dem Tod' ein sanftes Leben!
Wenn sich meiner Glieder Band' entweben,
Löst die Zunge sich: melodisch feiert
Jeder Hauch den heilgen Augenblick.

Der Adler.

Die Fackel der Todten verjünget:
Ein blühender Phönix, entschwinget
Die Seele sich frei und entschleiert,
Und grüßet ihr göttliches Glück.

Die Tauben.

In der Mirten Schatten,
Gatte treu dem Gatten,
Flattern wir, und tauschen
Manchen langen Kuß.

Suchen und irren,
Finden und girren,
Schmachten und lauschen,
Wunsch und Genuß!

Venus Wagen ziehen
Schnäbelnd wir im Fliehen;
Unsre blauen Schwingen
Säumt der Sonne Gold.
O wie es fächelt,
Wenn sie uns lächelt!
Leichtes Gelingen!
Lieblicher Sold!

Wende denn die Stürme,
Schöne Göttin! Schirme
Bei bescheidner Freude
Deiner Tauben Par!
Laß uns beisammen!
Oder in Flammen
Opfre uns beide
Deinem Altar!

Abendlied für die Entfernte.

Hinaus, mein Blick! Hinaus ins Thal!
Da wohnt noch Lebensfülle;
Da labe dich im Mondenstral,
Und an der heilgen Stille.
Da horch nun ungestört, mein Herz,
Da horch den leisen Klängen,
Die, wie von fern, zu Wonn' und Schmerz
Sich dir entgegen drängen.

Sie drängen sich so wunderbar,
Sie regen all mein Sehnen.
O sag mir, Ahndung, bist du wahr?
Bist du ein eitles Wähnen?
Wird einst mein Aug' in heller Lust,
Wie jetzt in Thränen, lächeln?
Wird einst die oft empörte Brust
Mir selge Ruh umfächeln?

Und rief auch die Vernunft mir zu:
Du mußt der Ahndung zürnen;
Es wohnt entzückte Seelenruh
Nur über den Gestirnen;
Doch könnt' ich nicht die Schmeichlerin
Aus meinem Busen jagen:
Oft hat sie meinen irren Sinn
Gestärkt emporgetragen.

Wenn Ahndung und Erinnerung
Vor unserm Blick sich gatten,
Dann mildert sich zur Dämmerung
Der Seele tiefster Schatten.
Ach, dürften wir mit Träumen nicht
Die Wirklichkeit verweben,
Wie arm an Farbe, Glanz und Licht
Wärst dann du Menschenleben!

So hoffet treulich, und beharrt
Das Herz bis hin zum Grabe;
Mit Lieb' umfaßts die Gegenwart,
Und dünkt sich reich an Habe.
Die Habe, die es selbst sich schafft,
Mag ihm kein Schicksal rauben:

Es lebt und webt in Wärm' und Kraft,
Durch Zuversicht und Glauben.

Und wär' in Nacht und Nebeldampf
Auch alles rings erstorben,
Dies Herz hat längst für jeden Kampf
Sich einen Schild erworben,
Mit hohem Trotz im Ungemach
Trägt es, was ihm beschieden.
So schlummr' ich ein, so werd' ich wach,
In Lust nicht, doch in Frieden.

Die Kunst der Griechen.

An Göthe.

Kämpfend verwirrt sich die Welt, und neue Verhängnisse stürmen
Dir, kunsthegendes Land, Hellas geliebteres Kind,
Dunkel heran; es versinkt in neuen Flammen Korinthus,

Und der Prokonsul häuft wieder in Schiffe den Raub,
Stolz den Ersatz gebietend; gefesselte Genius-werke
Führt barbarischer Pomp wiederum auf im Triumph.
Du indessen enthüllst, der hellenischen Muse Geweihter,
Mit still deutendem Sinn, Göthe, manch Wundergebild,
Wie es emporstieg einst in dem Geist prome-theischer Männer;
Ruhig beschwörend den Wahn, welcher nur gafft und verkennt.
Dir entringeln die Schlangen um Ilions Held und die Knaben
Ihr Gewinde: wir sehn, wie die bewaffnete Kunst
Zögernd der Götter Gerichte vollführt; die schonende Hand goß
Linde der Anmuth Oel über den duldenden Stein.
So hebt Niobe dort die verstummenden Blicke zum Himmel,

Groß gewendet; ihr haucht um den geöffneten Mund
Heilige Charis, die zürnet und fleht: ach, wenn sie erstarrt noch
Sah Latona so schön, mußte, zu spät, sie verzeihn!
Leih den Gestalten dein bildendes Wort; aus verbrüdertem Geiste
Freundlich zurückgestralt, spiegle sich Kunst in der Kunst.
Was der Genius hegt, der schirmende, wohnt in dem Frieden
Einer göttlichen Brust frei von der Erde Gewalt.
Da verwahrest du sicher, was gern dir Ausonien zeigte,
Flüchtend vor der Gefahr wählt' es ein reines Asyl.
So bewahrte die Erd' einst diese Zeugen der Vorwelt
Sorgsam im Schoße, sie hielt Keime lebendig versteckt
Wiedergeborner Kunst und Begeisterung: endlich erstand sie

Aus der unteren Welt Tiefen dem Leben
und Licht
Froh zu der Mutter Umarmung, die längst verlorene Tochter.
Mancher Künstler verstand jenes Heroengeschlechts
Unvergängliche Sprache; die Götzen wurden
zu Göttern,
Und den bestätigten ward freie Verehrung
geweiht.
Glücklich, wenn noch in dem Staube was ruht;
was Phidias kühn schuf,
Was Polykletos mit Maß! Ueber dem Haupte
hinweg
Geht die Verheerung ihm: nicht stürzende
Vesten erdrückens,
Und es erblühet dereinst einer beruhigten
Welt.
Hat der zürnende Berg mit alten Gluthen des
Abgrunds
Nicht Pompeji bedeckt und den herkulischen
Strand?
Doch, vom feurigen Regen verschont und den
fluthenden Felsen,

Stieg unalternd ein Bild häusliches Webens empört;
Zwar auch dies nur ein kleines, doch ist es ein werthes Gedächtniß:
Alles, bedeutungsvoll, lehrt, was die Zeiten geraubt.
Lehnt der befreundete Seher der Alten ja selbst an der Säule
Sturz wehmüthig, und tritt ernst auf zertrümmert Gebälk.
Denn er gleichet dem Manne, der, kaum entronnen dem Schiffbruch,
Schätze verlor, und klimmt nackt die Gestade hinauf.
Nur am Finger ein Ring blieb sein, den gab die Geliebte,
Und so dünkt er sich reich, schauet ihr Zeichen nur an.
Ach, wie dämmernder Schimmer erloschener Herrlichkeit folgt uns!
Jenes volleren Tags Glorie träumen wir kaum:
Auf Eilanden umher, an viel durchschnittenen Küsten

Blühend verbreitet und reich, wohnte das regsame Volk
Asien an und Aegyptus, und schuf Welttheile zu Hellas:
Denn den eignen Beruf' übt' es, wohin es nur kam.
Wo der versengte Räuber sein Zelt in ein wechselndes Sandmeer
Pflanzt, wo jetzt das Kameel schmachtet nach ärmlichem Trunk,
Sprudelte Phöbos Quell, da schattete süß Aphroditens
Garten, Kyrene, dein Haupt, fruchtbar und wagenberühmt.
Zeus Wettkämpfe, sie riefen herbei wie entlegene Länder!
Rosse sikulischer Aun stampften Olympias Bahn;
Und Alpheos, in Liebe zur Nymph' Arethusa sich tauchend,
Trug den heiligen Staub nach Syrakusä zurück.
Nicht die jubelnde Menge nur zeugt dem Ruhm der Athleten: Seht

Seht, es bevölkern den Hain Scharen der
Sieger aus Erz!
Wer mit den Rädern das Ziel umdonnerte,
wer in dem Faustkampf,
Mit Wurfsscheiben gesiegt, ringend, im
Sprung und im Lauf,
Eile zu opfern, wo dorisch Gesäul ein wür-
diges Dach trägt,
Dessen Giebel des Siegs Botin sich golden
entschwingt.
Drinnen thront er; ihn selbst, der Menschen
Vater und Götter,
Schmücket des Oelbaums Blatt, wie es den
Kämpfer belohnt.
Horen und Chariten schweben im Rhein um
des Ewigen Scheitel;
Tief an des Schemels Rand wühlt Amazonen-
gefecht.
Ruft den Glücklichen aus, dem Zeus den
unsterblichen Kranz beut;
Unter der Flöten Getön stimmen sie, Pin-
daros, an,
Lieblicher Mund des Ruhmes, die leyerbeherr-
schenden Hymnen!

Wem zu sterben verhängt wurde, so rau-
schet ihr Pfeil,
Warum säß' er daheim, unrühmliches Alter
zu nähren?
Alles Schönen beraubt! Auf, und das Schwere
versucht!
Das war Pelops Wort, als einst er die Lanz'
Oenomaos
Meidend, auf eben dem Plan Hippodamia
gewann."
Ach! mich täuschte dies Bild, von vielen nur
eins, hingaukelnd
Festliches Leben; es floh! seufzet die Oede
zurück.
Aber entrissen dem irdischen Sitz, umhauche
der Geist uns!
Ewig gilt sein Gesetz, licht wie die Sonn'
und geheim.
Nicht vor die Tugend allein ward Schweiß gestellt
von den Göttern,
Reinere Schönheit auch wohnet auf einsamer
Höh.

Enge windet und steil sich der Pfad hinan zu der spröden,
Aber an üppigen Hang gleitet Entartung hinab.
So stieg Hellas Kunst, die, gleich der lakonischen Jungfrau,
Nackt die Glieder geübt, eh sie der Liebe gedacht.
Einfach ruhte des Doriers Säul', in ionischer Weichheit
Wand sich ihr Knauf, Korinth krönt ihn blättrigem Schmuck.
Wenn sie das Ziel erreicht, beharrten sie; Lehren der Nachwelt
Spricht die gebietende Form, ob an der Urne sie sei,
Ob am mächtigen Bau: im Schutt zerrissener Trümmern
Stehet die Ordnung fest und der Verhältnisse Maß.
Als der gemalten Tafel noch wenige Farben genügten,

Purpur noch indisches Blau blüht' an der kostbaren Wand,
Heiterte erst Polygnotos den alten Ernst der Gestalt auf;
Lächelnd verhieß, wie des Tags Röthe, Bewegung und Reitz.
Zeuxis sammelte wählend die unverschleierte Schönheit!
Herrlich baut' er den Leib, aber die Seele noch schwieg.
Leiseren Umriß zog Parrhasios; fliehende Gränzen
Lockten das Auge sich nach um das gerundete Bild.
Sinnvoll barg und verrieth, noch mehr als er zeigte, Timanthes
Leid, und das tiefste Gemüth rief Aristides hervor.
Allzubescheidene Hand des Protogenes! immer noch weilend
Am Vollendeten selbst; leichteren Schwung und Vertraun
Lehrt' ihn der Maler von Kos, dem vor den bewunderten Meistern

Anmuth, jedes Bemühns Blüthe, sich eigen ergab.
Ach, wo blieb, Apelles, dein blitzender Gott Alexandros?
Und der Gesellin Bild, welches sie selbst dir erwarb?
Die du behende den Wellen enthobst mit träufelndem Haar noch,
Welch auftobendes Meer schlang uns die Göttin hinab?
Viel zu zart war die Kunst, die im Zaubernetze den Schein hascht,
Unerdrückt zu bestehn Lasten vernichtender Zeit.
Riß ja doch, aus härterem Stoff' erschaffen zum Denkmal,
Ihrer Schwester Gebild' auch die Vergänglichkeit hin.
Ob sie schon ernst und gewaltig aus Phidias Haupte hervorsprang,
Pallas Athene, die Brust gorgogeharnischt, behelmt
Mit jungfräulicher Sphinx: doch mußte des sterblichen Vaters

Tochter ihm nach in die Gruft, welche nicht
Himmlischen ziemt.
Damals foderte Dienst vom Köstlichen, jugendlich stolz noch
Wählend, des Bildners Kunst; kleidete, sicher des Siegs
Ueber den pralenden Stoff, die Riesengestalt ins Geschmeide
Goldes und Elfenbeins: unter der Stirn Majestät
Blitzt' ein edles Gestein die gebietende Blicke der Göttin;
Aber die irdische Pracht rächte zerstörend sich bald.
Zwar auch vieles verging, aus dem Kern der parischen Klüfte
Oder aus Einem Strom Erzes bescheidner geformt.
Nicht mehr lernt die Natur vom lebenden Maß Polykletos,
Das er ihr selbst entwandt, Glieder harmonisch zu baun.
Weil von Alkamenes Hand dir obgesiegt Kytherea,

Zürnst du länger nicht mehr, Nemesis
Agorakrits,
Schwärmt sie noch wo, die Bacchante, die Skopas, nicht Bacchus, begeistert?
Sendet noch Eros, der Gott, der den Praxiteles hieß,
Wie er ihn fühlt', ihn bilden, mit Phryne Meister des Meisters,
Lächelnder Schönheit Pfeil in der Beschauenden Brust?
Wo weilt Myrons Kuh der Herd' und dem treibenden Hirten?
Und wo bäumt sich als Roß schnaubend, Lysippos, dein Erz?
Wer entschlürft noch lesbischen Thau der getriebnen Phiale
Mentors redendem Werk, zierlich umlaubt von Akanth?
Frage das Schicksal nicht, warum es so herbe gewaltet:
Trotziger Willkür Spiel übt es, auch wenn es geschont.
Gleich sibyllischen Blättern verweht, oft halb nur vernommen,

Tönt herüber zu uns grajischer Hauch,
Poesie.
Sänger gabs vor Homeros, wie Tapfre vor Held
Agamemnon;
Doch die Vergeßnen drängt herrlich der
Eine zurück.
Viel auch kamen nach ihm, doch überlebt sie
der Alte.
Jener gesellige Chor, welcher die Lyra
bespannt,
Als sich die Freiheit regt' und der schwellende
Muth in den Bürgern,
Hält Wettspiele nicht mehr, glühend in Lieb
und in Streit.
Krieger und Sänger zugleich, und auch als
Sänger noch Krieger,
Stürmt' Archilochos hin: aber sein Jamben-
geschoß
Brach ihm die Zeit; Mimnermos verklagt die
enteilende: schmelzend
Ward in des Weicheren Mund Jugendgenuß
Eligie.
Alkmar rühmt umsonst sich Gastfreund Spartas,
umsonst auch

Trug Stesichoros Lied großer Heroen Gewicht.
Ibykos raste vor allen in wirbelnden Flammen Kypris;
Süßer Anakreon, dich traf mit betäubendem Beil
Eros, das du gehoben, wie vom leukadischen Felsen,
Nieder ins wogende Meer taumeltest, liebeberauscht.
Aber das holde Verlangen, das allen thaut' in dem Busen,
Athmet nicht mehr: der Duft floh mit dem Lenze dahin.
Ewig ist sie verstummt, Alkäos äolische Muse,
Folgte sie gleich zur Schlacht, trotzte Tyrannen mit ihm.
Sappho führte den Reihn, geschmückt mit pierischen Rosen,
Lesbos Wonne, zu der oft mit dem Taubengespann
Paphia kam, und koste mit ihr, vom himmlischen Antlitz
Lächelnd: doch Hades Neid birgt den melodischen Geist.

Heil dem Retter Apollo! Der attischen Bühne Vollender
Seh' ich epheubekränzt; rüstig auf hohem Kothurn
Schreitet der Kühne voran, der, grauser Verhängnisse Spindel
Rollend, aus alter Nacht rief der Erynnien Schar.
Daß er der ländlichen Satyrn noch spottete, wie sie Prometheus
Feuerbringend gewarnt: „Rühre nicht, Bock, denn es brennt."
Dir auch opfern wir froh, gesegneter Greis von Kolonos!
Raubte die Zeit dir gleich viel von den Gütern hinweg,
Führen dich doch zwei Töchter, Antigone stets und Elektra,
Bis du im heiligen Hain sterblichen Augen entgehst.
Treibt Aristophanes gaukelnd ein Heer muthwilliger Larven
Ueber den Schauplatz hin: dennoch entbehren wir dort

Jenen Erfinder des Spiels, die dorische Stimm'
Epicharmos.
Nur in Sprüchen noch lehrt, einzeln, der
sittige Scherz,
Dem vertrauend Menandros, der Spätling athe-
nischer Anmuth,
Glykeras üppiger Freund, leiser die Scene
betrat.
Wem Dionysos mit trunkener Wuth die Seele
durchblitzte,
Den gab Pythios frei jedes Gesetzes, und so
Taumelten festlich entzückt im Flötengetön
Dithyramben.
Auf, Melanippides, denn! oder, Timotheus, du!
Singe den Orgien vor, Philoxenos! Schweiget
die ganze
Purpurbekleidete Schar? brausen die Becher
nicht mehr?
Römischen Nachhall nur vernehm' ich vom zarten
Gekose,
Das, Philetas ergoß, wenn, wie des Bachs
Labyrinth
Irrend und wiederkehrend, der weiche Pen-
tameter fortzog,

Das Lieblichste.

Sonett.

Sanft entschlummert sichs an moosgen Klippen
Bei der dunkeln Quelle Sprudelklang.
Lieblich labst, wenn Gluth das Mark durchdrang,
Traubensaft in Tropfen einzunippen.

Himmlisch dem, der je aus Aganippen
Schöpfte, tönt geweihter Dichter Sang.
Göttlich ist der Liebe Wonnempfang
Auf des Mädchens unentweihten Lippen.

Aber eines ist mir doch bewußt,
Das der Himmel seinen liebsten Söhnen
Einzig gab: die Wonne milder Thränen;

Wann der Geist, von Ahndung und von Lust
Rings umdämmert, auf der Wehmuth Wellen
Wünscht in Melodieen hinzuquellen.

An Bürger.

Sonett.

Süßer Sänger, willst du mir vertrauen,
Wo sie wohnt, die dein Gesang erhebt?
Wo sie wandelt, wo ihr Odem webt,
Muß Gedeihn und Lust die Flur bethauen.

Wie? du winkst mir, da hinauf zu schauen,
Wo der Feiertanz der Sterne schwebt?
Die im Liede lieblich blüht und lebt,
Weilt sie schon auf Paradiesesauen?

Sänger, deine Müh wird doch belohnt.
Einsam klagst du nicht am Grabeshügel;
Jedem Laute gabst du Seraphsflügel.

Wo bei Laura deine Molly wohnt,
Hören beide, zart wie Tauben girren,
Durch die Amaranthenlaub' ihn irren.

Und Kallimachos auch buhlt in des Umbriers Lied.
Der süßzaubernd die Dichter bestrickt in Lieb' und die Weisen,
Du, Hermesianax! schweigen doch alle von dir.
Aber wir klopfen umsonst an der Vorwelt eherne Pforte:
Keiner, den Hermes Stab rührete, kehret zurück.
Nur Traumbilder entflattern von da und Schattengestalten;
Scheucht auch die nicht fort! Laßt sie uns Genien seyn!
Vorwärts strebe der Sinn! Erschafft selbstständiges Muthes
Ueber den Trümmern neu schönere Welten der Kunst!
Fließet die Sprach' uns nicht, von selbst Melodie von der Lippe,
Wiegt kein südlicher Lenz, über dem Muttergefild
Wehend, uns leicht durchs Leben: so gab uns strenger Erzognen
Doch den unendlichen Trieb spielender Freude der Gott.

Dir vertraut er, o Goethe, der Künstlerweihe Geheimniß,
Daß du im Heiligthum hütest das Dichtergesetz.
Lehre denn dichtend, und führe den Weg zum alten Parnassus!
Wie? du schwingest dem Blick höher empor zum Olymp?
Wie einst Eos den Liebling, so nimmt im geflügelten Wagen
Liebend die Muse dich auf, doch sie entreisset dich nicht.
Schwebend über den Werken der Sterblichen, streuet sie Rosen
Aus dem Gewölk, des Tags holde Verkündigerin.

Das Lieblichste.

Sonett.

Sanft entschlummert sichs an moosgen Klippen
Bei der dunkeln Quelle Sprudelklang.
Lieblich labst, wenn Gluth das Mark durch-
drang,
Traubensaft in Tropfen einzunippen.

Himmlisch dem, der je aus Aganippen
Schöpfte, tönt geweihter Dichter Sang.
Göttlich ist der Liebe Wonnempfang
Auf des Mädchens unentweihten Lippen.

Aber eines ist mir doch bewußt,
Das der Himmel seinen liebsten Söhnen
Einzig gab: die Wonne milder Thränen;

Wann der Geist, von Ahndung und von Lust
Rings umdämmert, auf der Wehmuth Wellen
Wünscht in Melodieen hinzuquellen.

An Bürger.

Sonett.

Süßer Sänger, willst du mir vertrauen,
Wo sie wohnt, die dein Gesang erhebt?
Wo sie wandelt, wo ihr Odem webt,
Muß Gedeihn und Lust die Flur bethauen.

Wie? du winkst mir, da hinauf zu schauen,
Wo der Feiertanz der Sterne schwebt?
Die im Liede lieblich blüht und lebt,
Weilt sie schon auf Paradiesesauen?

Sänger, deine Müh wird doch belohnt.
Einsam klagst du nicht am Grabeshügel;
Jedem Laute gabst du Seraphsflügel.

Wo bei Laura deine Molly wohnt,
Hören beide, zart wie Tauben girren,
Durch die Amaranthenlaub' ihn irren.

Unkunde.

Sonett.

Wie endigt Heut? und was wird Morgen bringen?
Wer kann mir sagen, ob gestreute Saaten,
Heilsam an sich, mir nicht zum Gift gerathen:
Was fremder Willkür mag an mir gelingen?

Vergebens zeugt Erfahrung von den Dingen,
Und zeichnet sorgsam auf der Vorwelt Thaten:
Selbst Weisheit weiß untrüglich nicht zu rathen,
Wo Kräfte blindlings durch einander ringen.

Den ewgen Schlangenkreis, der uns umfahet,
Könnt' überschaun allein des Schicksals Wächter;
Und schwindet eines, wenn das andre nahet.

Die

Die Zukunft steht als Sphinx in düstern Fernen,
Und schlingt hinab so Menschen wie Geschlechter,
Eh ihre Räthsel sie zu lösen lernen.

Zuversicht.

Sonett.

Wie Heut sich endgen wird, was Morgen bringen,
Ich weiß es nicht; doch streu' ich gerne Saaten.
Sie lasse Luft und Boden dann gerathen!
Durch meine Trägheit soll es nicht mißlingen.

Kenn' ich nur mich, was frag' ich nach den Dingen?
In meiner Brust versteh' ich Andrer Thaten.
Die Weisheit muß mir Maß und Stille rathen,
Auf daß nicht blindlings meine Kräfte ringen.

Den ewgen Schlangenkreis, der uns umfahet;
Zu überschaun braucht nur des Schicksals Wächter;
Wohlthätig schwindet eins, wenn andres nahet.

Mag doch die Zukunft drohn aus düstern Fernen:
Sucht euren Weg, verbrüderte Geschlechter!
Der Himmel leuchtet ja mit seinen Sternen.

Anhänglichkeit.

Sonett.

Die Seele will oft ihre Flügel dehnen,
Gestärkt von der Betrachtung reiner Speise;
Ihr dünkt, im engen wiederholten Gleise,
Ihr Thun vergeblich, und ihr Wissen Wähnen.

Sie fühlet tief ein unbezwinglich Sehnen
Nach höhern Welten, freierm Thatenkreise,

Und glaubt, am Schluß der Bahn nach irdscher Weise,
Roll' erst der Vorhang auf zu lichtern Scenen.

Doch rührt der Tod den Leib ihr, daß sie scheide,
So schaudert sie, und sieht zurück mit Zagen
Auf Erdenlust und sterbliche Gespielen.

Wie einst Proserpina, von Ennas Weide
In Plutos Arm entführt, kindlich im Klagen
Um Blumen weinte, die dem Schooß entfielen

Heilige Treue.

Sonett.

O heilge Treue! sittsame Vestale!
Die auf der Seel' Altar die Flamme hütet!
Asträa, die dem Neid des Glücks gebietet,
Mit Lieb' und Gegenlieb' in gleicher Schale!

Du Flora, die im thränbethauten Thale
Des Lebens auch den Winter schön beblüthet!

Doch, wenn der Tod mit harter Trennung
wüthet,
Du Parze, mit verhängnißvollem Stahle!

Sag, wo sind deine Wunder hingeschwunden?
Sind dir zu dienen würdig nur Heroen,
Und kann die schlaffe Welt nicht mehr gefunden?

Du wirst vermißt an Mann, Weib, Niedern,
Hohen,
Und mancher höhnt, nie seist du wahr erfunden,
Weil du aus seiner falschen Brust entflohen.

178.

Karl Ludwig Woltmann.

Geboren 1770 zu Oldenburg. Lebt zu Berlin, als hessen-homburgischer Legations-rath und Resident.

Der Dorfkirchhof.

Nie goß das Abendroth den Purpurschein
Auf eine Aehrenflur mit solcher Milde,
Nie sank die Nacht auf einen Blüthenhain
So lieblich, wie auf diese Schneegefilde.

Wie zauberisch sich Dämmerung und Licht
Um die Natur im Winterkleide streiten,
Und zum Gesträuch, wo kaum ein Lüftchen spricht,
Die Schatten sanft ergrauend niedergleiten!

Wo magischer als je der Elfen Chor
Im Tanz dahin auf glatter Erde säuselt,
Und geistiger als je ein Nebelflor,
Wie ihre Tänze gehn, sich folgsam kräuselt.

Sie hören nicht, wie dumpf die nahe Nacht
Vom weißen Thurn der Glocken Klang verkündet,

Indeß ihr Blick von leichter Freude lacht,
Und sich ihr Reihentanz um Gräber windet.

Sie schauen nicht das längst bemooste Mal,
Das dort gebückt den Schnee vor sich verdüstert,
Vernehmen nicht, wie hier im Abendstral
Ein Band der Jungfrau Todtenkreutz umflüstert.

O stille Pracht! Hier schlummert die Natur
Auf Grüften sanft bei frommer Menschen Seelen,
Die ferne von der Leidenschaften Spur
Sich hier verloren in die düstern Höhlen.

Sie schlummern tief im kalten Erdengrund,
Wie sonst am Winterabend in der Hütte
Beim Herde, wo der Hinterlaßnen Bund
Jetzt ihrer denkt, die Flamm in seiner Mitte.

Zum Wohlbekannten lenkt sich ihr Gespräch,
Dem dennoch alles lauscht mit stillen Zähren:
Wie jener Greis auf herbstlichödem Weg,
Und diese Jungfrau starb zur Zeit der Aehren.

Wie jenen Mann der schwarze Leichenzug
Beim Nachtigallenlied in Blüthengängen,

Und seine Frau durch Schnee zum Kirchhof trug,
Begleitet von der Schule Grabgesängen.

Und mancher Zug aus ihrem Leben zeigt,
Wie oft der Genius den Aetherflügel
Zu Hütten senkt, von Dörfern aufwärts steigt,
Hin an der Phantasie besonnte Hügel.

Wie mancher, der hier schläft, erblickt' im Hain
Cytherens Heiligthum, der Musen Tänze!
Wie mancher, unverführt vom irren Schein,
Fand unbewußt sich an des Wissens Gränze!

Die Glücklichen! Sie fühlten nur die Lust
Vom Hauch des Genius! Kein Ehrgeitz dämpfte
Der Harmonieen Spiel in ihrer Brust;
Rein blieb ihr Sinn, den Arglist nie bekämpfte.

Jetzt ruhn sie, wie in langer Winternacht,
Als wenn des Sonntags Licht sie wecken würde,
Daß mit dem Liederbuch sie, froh erwacht,
Zur Kirche gehn, voll Demuth und voll Würde.

Sie hören in der Gruft der Orgel Klang,
Der majestätisch in des Himmels Räumen
Sich fortwälzt; sie vernehmen den Gesang
Der Engel unter Edens Lebensbäumen,

Und ihres Heilands Ruf: Erwacht! erwacht,
Des Dorfes Kinder! eure Palmen grünen!
Ihr hättet mich gespeist, wär' in der Tracht
Des Pilgers ich an eurem Ort' erschienen!

Des alten Ritters Sohn.

Erlkönigs Tochter tanzt im Reihn
Den Eistanz wohl bei Mondenschein:
O Vater, laß in Nebelstreifen
Mit ihr mich auf- und abwärts schweifen!
Schaut, Vater, schaut! Dort an der Höh
Verklärt vom Mond sich schon der Schnee,
Und schaut! an jenen fernen Trümmern
Beginnt das volle Licht zu schimmern."

Der Alte schüttelt sanft sein Haupt:
Du willst, was dir das Leben raubt!
Vermagst du dich im Tanz zu drehen,
So schnell, wie Wirbelwinde wehen?
Schwebst du nicht leicht, wie Duft und Staub,
Bist du des blassen Todes Raub,
Und lebenslang mit Angst und Grausen
Muß auf der Burg ich einsam hausen!

„O Vater, nein! Die Elfe liebt
Mich schier; im Tanz bin ich geübt.
Wenn eilf des Thurmes Glocken summen,
So bin ich heim, eh sie verstummen.“
Der Bube nimmt die Schuh von Stahl,
Und eilt wohl von der Burg ins Thal;
Er schwebt im Eistanz wie auf Flügeln;
Sein Hurrah! schallt rings an den Hügeln.

Im Nebelduft erscheint ihm fern
Erlkönigs Tochter, wie ein Stern.
Sie weht heran und schlingt behende
Um ihren Buhlen Liljenhände.

Sie wirbeln hin, wie lichter Rauch:
„O trauter Buhle, graut dir auch?"
Ich kann die Bahn vor mir nicht schauen;
Mir schwindelt wohl! Mir darf nicht grauen!

Des Stromes Nixe spitzt das Ohr,
Sie lauscht und lauscht und springt hervor,
Es wurmt sie tief der Elfen Freude;
Sie murmelt hohl aus schwarzem Neide:
„Erlkönigs Tochter flattert dort
Mit einem frischen Buben fort!"
Begierig nach dem Nebelschwarme
Erstreckt sie weit die dürren Arme.

Sie zieht mit ihrem langen Arm
Die Tänzer her im Nebelschwarm.
Die Elfe hat mit Geistertritten
Den Schlund gar leichtlich überschritten;
Doch ach! der Knabe sinkt hinab
Ins feuchte, dunkle Wassergrab.
Wie eilf des Thurmes Glocken summten,
War er nicht heim, eh sie verstummten.

Die Rache der Elfe.

Die Furcht durchflüstert alle Blätter,
Und jedes Lied verstummt im Hain;
Schon flammt im schwarzen Donnerwetter
Entfernt der Blitze falber Schein.
Der Schäfer zeigt die grüne Höhle,
Um welche sich der Ephen rankt,
Der Hirtin, die mit banger Seele
An seinem Arm' im Haine wankt.

Allein mit dem geliebten Treuen
Auf einer Höhlen Rasensitz,
Wo Liebesgötter Blumen streuen,
Vergißt die Bängste selbst den Blitz.
Wenn Flammen auch die Höhl' umschlangen,
Die Hirtin bebte nicht zurück;
Er küßt die Furcht ihr von den Wangen,
Den Schrecken aus dem süssen Blick.

Ein frisches Duftgesäusel wallet
Im Haine bei der Sterne Licht,
Und Philomelens Nachtlied hallet:
Die Hirtin ach! vernimmt es nicht.
Man sieht erzürnt die Elfen wallen,
Daß Lust der Keuschheit Blume bricht;
Man hört im Haine Klagen hallen:
Die Hirtin ach! vernimmt sie nicht.

Doch endlich ward im Mondenschimmer
Sie an des Schäfers Arm gesehn;
Es tönt der Elfen Grabgewimmer,
Wo sie berauscht im Thale gehn.
Ihr Purpurgürtel weht im Winde,
Ihr Auge schwimmt in feuchtem Glanz;
Sie seufzt: O süßer Hirt! wo finde
Ich nun der Unschuld Liljenkranz?

„Bei Kronen, welche Leichen schmücken!"
So wimmert es im Nebelthal.
Sie geht erblaßt mit scheuen Blicken
Den Berg hinan im Mondenstral.
Da rauscht herab von Felsenklippen

Im kalten Wind der Elfen Schwarm;
Die Hirtin sinkt mit bleichen Lippen
Erstarrt in ihres Schäfers Arm.

Treue.

Wie jedes Jahr der Schwalben Reise
Zu meinem Fenster mich erfreut!
Sie führen in der Monden Kreise
Zurück die holde Blüthenzeit.
Der Minne süßes Spiel erneuert
Sich froh im wohlbekannten Nest;
Vom jungen Lenz ermuntert, feiert
Die Treue dann ihr Bundesfest.

Und wenn des Winters erste Flocken
Dem gelblichrothen Laube nach
Im Haine fallen, ängstlich locken
Dann alle Schwalben sich aufs Dach.
Hinweg, so rufen sie, entfliehet!

Bald ist der Hain von Flocken weiß;
Der Treue Lenz ist nie verblühet,
Sie kennet keines Winters Eis.

Wenn eine Schwalb', auf ihrem Zuge,
Erhascht durch eines Knaben List,
Sich sehnt nach dem gewohnten Fluge,
Und schmerzlich die Gefährten mißt:
Dann klagt sie, bis die Macht der Klage
Sie in den Schlaf des Todes wiegt,
Und neben ihr an Einem Tage
Des Gatten treuer Geist entfliegt.

Sylphenlied.

Im Blüthensäuseln
Und Wellenkräuseln,
Im wallenden Duft,

Da schweben wir Geister,
Und spielen den Meister
Im Reiche der Luft.

Die Sterne lauschen;
Denn Töne rauschen
Melodisch im Hain;
Wir singen die Lieder,
Wir fröhlichen Brüder,
Zum luftigen Reihn!

Im Waldgesträuche,
Bei Lind' und Eiche,
Bei Pappeln am Bach,
In Blumen, im Schilfe
Wird hurtig der Sylphe
Zum Tanze dann wach.

Oft ruhn wir sinnend
Ein Werk beginnend;
Der Zephyr nur raubt
Uns oft die Gedanken.
Wie Blüthen umwanken
Sie flüchtig das Haupt.

Bayerische Staatsbibliothek München

Doch häufig richten
Auf Menschendichten
Wir traurig den Sinn.
Wie Gnomen im Staube
Den Sorgen zum Raube
Bei kargem Gewinn;

So flieht im Leben
Der Mensch mit Beben
Der Himmlischen Gunst.
O flög' er zu Hügeln
Voll Blumen auf Flügeln
Der dichtenden Kunst!

Im Blüthensäuseln
Und Wellenkräuseln,
Im wallenden Duft,
Da schweben wir Geister,
Und spielen den Meister
Im Reiche der Luft.

Bayerische Staatsbibliothek München

Die Kunst.

Der Abend stralt auf Pindus Höhn,
Die Gluth der Phantasie umglänzt die Gipfel;
Ihr Athem weht durch diese Lorberwipfel,
In deren Hain die Musen gehn.

Von jedem Baum schwebt Melodie!
Bald wird Gesang aus ferner Grotte hallen,
Und durch die Nacht auf jener Quelle wallen
Der Phöbus Wunderkraft verlieh.

Hier ist der Menschheit Heiligthum!
O wäre nie im Schatten dieser grün n
Geweihten Gäng' Apollons Chor erschienen,
Uns bliebe kaum des Thieres Ruhm!

Vom Bildner, der sein Ideal
Bei diesen Lorbern fand in Rosendüften,
Erhob der Mensch sich zu den Aetherlüften
Der Wahrheit, in der Sonne Stral.

Vom Dichterhauch aus Pindus Hain
Ward unser Geist auf des Gesanges Wogen
Zum Reiche der Begriffe fortgezogen,
Und maß der Sterne fernen Schein.

Die Schönheit goß voll Heiterkeit
Ihr Licht von diesen Höhn auf unsre Erde;
Da rief die Pflicht ihr schöpferisches Werde!
Und vor uns war Unendlichkeit.

Wer nicht der Schönheit Morgenroth
Als Greis noch liebt mit Feuerkraft der Jugend,
Der ist kein Mensch; ein Joch ist seine Tugend,
Und er ein Sklav' und ein Despot.

O rausche stärker, Lorberhain!
In deinem Sturm will ich den Menschen singen,
Wie mit Vernunft die Sinne ewig ringen,
Wenn beide sich der Kunst nicht weihn.

Und strafen will ich jeden Staat,
Der sie verschmäht! Er stellt dem Laster Netze,
Umschränkt des Menschen Geist, und gibt Gesetze,
Ein Greul dem hohen Götterrath.

Wie seine Bürger irre gehn!
Er treibt sie zu der Wissenschaften Gipfeln,
Entfernet von der Künste Blüthenwipfeln,
Die auf dem rechten Pfade wehn.

Doch horch! es schweigt der Lorberhain.
Ich seh durch alle Zweige Mondlicht wallen,
Ich höre Lieder aus der Grotte hallen,
Der Musen Lieblingsaufenthalt.

Hinan, so rauscht das Lied daher,
Hinan den höchsten Berg! Der Erde Kinder,
Hinauf! Dort weht der Menschheit Athem linder!
Dort wogt der Wahrheit Stralenmeer!

Wallt sicher an der Künste Hand!
Nur sie verleihn dereinst euch Adlersflügel
Zu immer kühnerm Aetherflug auf Hügel,
Die kaum des Sehers Auge fand.

Hinauf zu ihren Blumenhöhn,
Wo himmelan Apollons Tempel ragen,
Durch deren Hallen in den bessern Tagen
Die Sinne mit der Freiheit gehn!

Hinauf zum schönsten Morgenroth!
Da sind die Sterblichen der Götter Brüder!
Und wir, wir leiten sichrer sie durch Lieder,
Als eines Königs Machtgebot!

179.

Friedrich Rochlitz.

Geboren 1770 zu Leipzig. Lebt daselbst, als herzogl. sachsen-weimarischer Rath.

Lebenstag des Tonkünstlers.

Morgen.

Auf nacktem Felsen lieg' ich hier,
Und über mir, in ungemeßner Ferne,
Zieht hin der Mond, ziehn hin die Sterne:
Doch keiner, keiner blickt nach mir!
Mag ich schlafen, mag ich wachen,
Mag ich weinen, mag ich lachen:
Sie wallen ruhig ihre Bahn
Himmelab und himmelan.
Wie der Mensch in Nacht auch fleht:
Sie lassen ihn seinem trüben Sinnen!
Was über Wolken geht,
Sieht zu tief das irdische Beginnen.

Doch es vernimmt mein Geist in heilger
Regung
Die Ordnung ihrer himmlischen Bewegung.

Die Sterne sind hinabgesunken;
Die kühlen Winde eilen daher,
Und wühlen trunken
Im Nebelmeer;
Und alles harrt, verstummend in Wonne,
Der Königin des Tags, der hehren Sonne.

Sieh! es schlägt ihre Hand
Zurück das rosenfarbne Gewand;
Sie bricht hervor mit Allgewalt,
Die hellstralende Göttergestalt!
Die Blumen sich vor ihr beugen;
Und sie, der Demuth zum Lohne,
Schmückt jedes gebeugte Haupt,
Das an ihre Mutterliebe glaubt,
Mit diamantener Krone.
Da brechen die Vögel das Schweigen:
Mit tausend Melodien
Sie durch die Lüfte ziehn,
Und gaukeln und scherzen.
Ach, nur im innersten Herzen
Fühl' ich die Melodien!
Sie eilen, sie fliehn;

Ich kann sie nicht erfassen,
Muß, wie die Luft, sie verwehen lassen!

Doch es vernimmt mein Geist in froher Regung
Den zarten Sinn melodischer Bewegung.

Der Mensch erwacht. Die Mühe tritt vorher,
Und treibt den Mann aus seiner Hütte Thor.
Des Weibes soll er und des Kinds vergessen;
Soll dort mit leichtem, schwankendem Kahn
Die gefahrenvolle Bahn
Auf tückischgleissender See durchmessen,
Im Schweiß des Angesichts sein Brod zu essen.

Die Lieben sind daheim, doch nicht geborgen;
Es sitzen die alten Sorgen
Mit in dem stillen Kreise,
Und flüstern ängstend, und stöhnen leise:
Denn mit Göttermacht
Ist der Sturm erwacht.
Zerrissen flirren

Des Weinstocks Ranken;
Mit dumpfem Aechzen
Die Pappeln schwanken;
Gleich kämpfenden Riesen die Wolken eilen.
Sturm fasset die Eichen,
Es brausen die Wipfel;
Sturm fasset die Hütten,
Es stürzen die Gipfel;
Die liebende Sonne mag nicht verweilen.
Die See steigt schäumend
In Wellen empor:
Er wirft ergrimmt sie nieder.
Die Donner rollen
Zürnend hervor:
Er hallt sie höhnend wieder!
Und wie er höhnt,
Zerstörung dröhnt
Herauf vom Thal!
Ein herzzerreissender Weltchoral!

Doch selbst an des Schreckens Töne
Kettet die Natur das Schöne,
Schmerz zu mildern ewig wach;
Hallt des Sturms, des Donners Weise.

Tönet sanft und tönet leise
Des Akkordes Wohllaut nach.

Und es vernimmt mein Geist in ernster Regung
Den tiefen Sinn harmonischer Bewegung.

Doch die Natur kann nicht die Sehnsucht stillen,
Nicht in der Brust die öde Leere füllen.
Die Schönheit sucht, verschleiert, ihre Kinder:
Sie sind, dem Müden seinen Fleiß zu lohnen,
Getrennt, zerstreut in alle Zonen,
Wo Menschen wohnen;
Und nimmer wird, sie zu vereinen,
Der Tag des Segens hier erscheinen,
Wo Menschen weinen.

Nimm du mich wieder auf, verborgne Kammer,
Wohin nicht irdische Freude blickt,
Nicht irdischer Jammer.
Gern kehr' ich wieder zu dir, erquickt,
Gekräftiget, obwohl ohn' innern Frieden.

Gern bin ich hier von aller Welt geschieden,
Und sink' in mich zurück;
Blüht doch für mich hienieden
Kein beßres Glück!

Was erhebt mir die Brust
Mit fremder beklemmender Lust?
In den Abgrund sinken die Gestalten;
Es drängt mich empor
Zum himmlischen Chor!
Wer kann, wer wird den Schwindelnden hal-
ten?

Hier schwebet in Frieden
Und seligem Beben,
Was dort verhüllt ist und geschieden:
Ich wag' es, den Schleier der Göttin zu heben!
Sie winkt herauf die neue Welt,
Wo Rhythmus, wo harmonischer Klang
Melodischen Gesang
Auf ewig fest umschlungen hält.
Ihr Götter! Nicht allein laßt mich den süßen
Quell der Bezauberung genießen!
O steht mir bei, was ihr verliehen,

Aus meiner Brust hervorzuziehen!
Laßt vor dem trunknen Geist es lang verweilen;
Gern möcht' ich, was ihr gabt, mit meinen Brüdern theilen!

Mittag.

Heilige Stille,
Die meinen Sinn befängt!
Mächtige Fülle,
Die mir den Busen engt!
Frohe Erhebung,
Milde Belebung,
Wie mir von oben, werdet ihr andern geschenkt!

Mit des Donners wachsenden Schlägen
Hall' euch die Pauke wirbelnd entgegen,
Und verhall' in ängstendes Nichts.
Feierlich und leise schwebe
Nur der Ton der tiefsten Saiten,
Daß aus ihm das Bild sich webe,
Und aus Funken des von weiten
Dämmernden, melodischen Lichts.

Auf der Dominante Säulen
Laßt uns hoffend hier verweilen,
Athem schöpfen zu höherer Lust.
Der du Freud' uns ahnen lassen,
Lichtstral, laß dich nun erfassen,
Hebe leichter die wogende Brust!
Mit des Mittags hellem Flimmer
Glänze deiner Schönheit Schimmer,
Vielgefärbt, wie der Demant spielt;
Auf des raschen Allegro Wegen
Leuchte du uns mild entgegen:
„Glücklich, wer für Töne fühlt!"
Doch du stammst vom hohen Himmel:
Sinke nie zum Lustgetümmel,
Das der Rohheit nur gefällt!
Ernster soll auch Freude glühen;
Darum werden, Melodieen,
Tiefverborgne Harmonieen
Eurem Wechsel zugesellt!
Wie, den Frühling zu gebären,
Auf den segenerwartenden Fluren
Sich die feindlichen Naturen,
Wärm' und Kält', umarmen müssen:

So laß' ich euch nun gewähren;
Beide sollt zum Ziel ihr fliegen,
Keine dienen, keine siegen,
Sollt euch, mild befeuchtend, küssen!

Und sie schweben empor
Enger und froher umschlungen,
Und die eiteln, kränkelnden Leiden
Meines Herzens sind bezwungen.
Wie die Sonn' in ihrem Lauf
Ruhig den irdischen Wechsel schaut;
Wie dem Bräutigam, eilt er zur Braut,
Nicht vor dem Sturm, vor dem Räuber graut,
Schwebt auf dem Fittig des Wohllauts auf,
Wer seinem Fluge sich anvertraut.

Der Mittag legt sein stralenreiches Haupt
Noch brünstger an die heiße Brust der Erde.
Ihr stillstes Kind, die Blume, sinkt, beraubt
Der Jugendkraft, und harrt, und glaubt,
Daß sie nicht sterben, daß sie neu erquicket
werde.
Der Vogel schlüpft in seines Nestes Schatten;

Das Wild sucht in der Felsenkluft den Gatten:
Zu allen neigt sich sanft die Ruh.
Der Mensch allein darf nicht ermatten;
Er schließet nicht das müde Auge zu.

Schwind' auch mir nicht dahin,
Kraft, die das Schöne erzeugt!
Rege linder den Fittig,
Psyche, aber nicht hemme den Flug!

Des Adagio Bahn
Schlinge sich ebner dahin:
Wie der labenden Quelle
Fließend Kristall zwischen Blumen schleicht.

Zartere Melodie
Beuge des Hörers Gemüth
Zu der Schwermuth Gefühlen;
Mahn' ihn, er sey noch der Erde verwandt.

Klage, du Flötenlaut,
Klage, du milder Fagott,
Und die schwirrende Geige
Wage gedämpft nur zu wechseln mit euch.

Lebensmuth, willst du versinken?
Laß den Weichling Thränen trinken,
Bis das matte Herz ihm bricht!
Kunst im Land der Liebe thronet,
Wo des Lebens Herold wohnet,
Nicht, wer Todtenkränze flicht!
Heiter ist der Gott der Spiele;
Dornen hat die Ros' am Ziele,
Aber sie verletzen nicht.

Leichter Sinn,
Tändle dahin
Durch das Rondo, wie durchs Leben;
Wecke das Herz
Zu flüchtigem Scherz;
Wolle nicht tiefer, nicht höher streben.
In den Wolken
Spielen Farben,
Zwecklos, und doch, wie schön ergl̈ühend!
Auf den Wiesen
Lächeln Blumen,
Fruchtlos, und doch, wie lieblich blühend!
Es sinkt die Sonne;
Es schmilzt in Grau

Ihr gespaltenes, buntes Licht;
Die Schäferin
Im leichten Tanze
Zertritt die Blumen;
Weiter ins Leben! das kümmre dich nicht!
Wenige Stunden:
So siehst du der Wolken
Pracht sich erneuen!
Wenige Stunden:
So siehst du der Wiese
Schmuck sich erneuen!
Magst auch deß dich wieder erfreuen!

Also flattre auch du,
Leicht beflügeltes Lied,
Immer neu, und immer
Das lieb gewordene Alte!
Keiner der Hörenden frage,
Was er in dir vernommen:
Leicht kehr' er zurück
In das schwere Leben,
Er, der mit trübem Ernst
Aus dem schweren Leben gekommen.

Ja, ich darf mich dein erfreuen,
Meiner Liebe jüngster Sohn!
Andern Rosen hinzustreuen,
Sey dein Glück, und sey mein Lohn.
Bald wirst du vielleicht vergessen,
Bald wirst du vielleicht verdrängt:
Nur nach irdischem Ermessen
Wird, was ist, in Zeit beschränkt!
Mag der Lebende vergehen:
Leben, Leben muß bestehen!
Es wechseln die Stunden der Erdenwelt:
Doch die sie schaffen in endloser Ferne,
Stehn ohne Wandel, die stralenden Sterne,
Am alles umspannenden Himmelsgezelt.

Abend.

Der Tag verlischt im dunkelglühnden Meere;
Die Dämmrung waltet auf der stillen Au.
Hernieder steigt die Mutter Nacht, die hehre,
Die müde Tochter labt ihr kühler Thau.
Daß uns der Farben Spiel nicht mehr bethöre,
Malt die Natur sich in ein einfach Grau.

Der Schlummer löst des Trauernden Gedanken;
Genesung gaukelt um das Haupt des Kranken.

Doch du, mein Geist, auch du willst schon ermatten?
Die Nacht hüllt ja für dich den Erdkreis ein.
O daß du dich vom Spiele trüber Schatten
Erhöbest zu der selgen Geister Reihn!
Wo mit der Ewigkeit sich Zeiten gatten,
Da sollte, da, jetzt deine Heimath seyn!
Blick' auf, und sieh mit heiligem Entzücken,
Wie Gottes Tempel tausend Sterne schmücken!

Dort, wo Orions mächtge Sonnen glühen,
Kein Wechsel Brüder trennt, die sich vereint,
Der Unschuld Schwan, die Silberbahn zu ziehen,
Durch stille, nie bestürmte Meere scheint,
Dorthin von Erdeneitelkeit zu fliehen,
Zu lauschen, wen der Sphären Wohlklang meint:

O möcht' ein Seraph dazu mich erheben,
Und sich mein Lied in seinen Hymnus weben!

Wie durch die Ulme festgehaltne Reben,
Sonst schwankend, frey nun auf zum Himmel
sehn;
Wie, von den zarten Ranken leis' umgeben,
Der Ulmen Schafte nun verschönert stehn:
So soll der Tonkunst schöner Engel neben
Des Dichters heilger Muse liebend gehn!
Erscheint mir, Davids, Klopstocks Lichtge-
stalten:
Den Schwächern würdigt, der euch schmückt,
zu halten!

Unendlicher,
Der Welten Herr,
Deß Nahmen laut genannt von Himmeln werden,
Dich nennen darf auch ich, der Sohn der
Erden!

Des Säuglings Lächeln und des Kindes
Lallen
Läßt deine Vaterhuld sich wohlgefallen;

Denn Unschuld nur vermag dein Reich zu
gründen;
Durch Unschuld stürzt allein der Thron der
Sünden!

Wenn ich erstaunt dein ewig Werk be-
trachte,
Auf deiner Himmel Heer in Demuth achte:
Was ist mir dann der Mensch, deß du gedenkest?
Der Erdensohn, daß du sein Schicksal lenkest?

Doch du erhebst ihn hoch! Genossen deiner
Geister,
Hast du mit Ehr' und Zier ihn ausgeschmückt;
Von dir gesetzt zum unbeherrschten Meister,
Zu seinen Füßen er die Erd' erblickt.
Das sanfte Lamm nicht nur, der fromme Stier:
Ihm beugt sich auch des Löwen Mordbegier!
In Meeren regen sich der Ungeheuer Heere;
Er bahnt sich sichre Wege durch die Meere!

Unendlicher,
Der Welten Herr,

Deß Namen laut genannt in allen Himmeln
werden:
Heil! Nennen darf dich auch der Sohn der
Erden!

Der Erste Ton.

Des finstern Chaos unendliche Kräfte
Rangen kämpfend und feindlich verbunden,
Ehe begannen die Zeiten und Stunden:
Endlich erstarren die wilden, geschieden
Durch des Schöpfers gebietendes Wort.
Doch nun, von der Weisheit höchstem Gedanken
Neu vereinigt zu Lieb' und Frieden,
Umfangen sie sich in der Ordnung Schranken,
Und wirken fort
In mächtigem, befruchtenden Streben,
Bis sie alles, was Gott gedacht,
Zum Daseyn gebracht,
Und allem, was leben konnte, sein Leben
Und ewig gebärendes Wirken gegeben.

Und es ward Licht.
Wolken bauen den Himmel;
Die Erde grünet und blüht;
Der Vogel schwingt sich durch die Luft;
Das Wild betritt die junge Trift:
Und es ward der Mensch,
Dem Bilde Gottes gleich,
Der König von dem weiten Erdenreich.

Doch das weite Reich war öde;
Lebensvoll, erscheint es todt;
Es war stumm!
Erschrocken, furchtsamstaunend, blöde
Sieht der Mensch die Wundergestalten
Um ihn wogen, um ihn walten,
Siehet sich, und blickt bedrängt zu Gott.

Da vernahm des Schöpfers Wort die Welt:
Jedem Leben
Sey die Kraft gegeben,
Sein Geheimstes zu verkünden,
Wie es ihm selbst gefällt!

Nun schwingen die Stürme die Flügel
Mit lautem Rauschen und Wogen,
Und die raschen Ströme
Kommen brausend dahergezogen;
Bäche flüstern gesprächig zu Bäumen,
Die sich befreundet zu ihnen neigen,
Und die belebt'en Blätter lispeln
Freundliche Antwort. Es bricht sein Schweigen
Der düstre Stier,
Von mächtigem Kraftgefühl bewegt;
Der Löwe brüllt,
Von seines Stolzes Gluth durchregt;
Die Lerche ruft aus goldner Wolke,
Die Nachtigall aus dunklem Hain:
Ich bin, und glücklich soll ich seyn!
Da schließt auch dem Erdenfürsten
Die sehnsuchtbedrängte Brust sich auf:
Leise verlangend,
Das schöne Weib umfangend,
Ruft auch er:
Ich bin, bin glücklich, und bin es nicht allein!
Und die schmeichelnde Echo wird wach;
Sie hallt des Glücklichen Melodieen
Durchs weite Reich der Luft harmonisch nach.

Drum Preis dir, Ton, der du zuerst,
was lebt,
Empfinden halfst des Lebens volle Kraft!
Drum Preis dir, Ton, der du zuerst, was lebt,
Empfinden halfst des Lebens volles Glück!
Von Gaben, die du selbst verliehen,
Soll stets dein Opferaltar glühen;
Und wer mit reiner Brust dir Weihgeschenke
gab,
Der sinke lächelnd einst, bey Geisterharmonieen
Und Sphärenklang, ins Grab!

Alinde.

Die Sonne sinkt ins tiefe Meer;
Da wollte Sie kommen.
Der Schnitter wandelt ruhig einher;
Mir ists beklommen.
Hast, Schnitter, mein Liebchen nicht gesehn?
Alinde! Alinde!

„Zur flinken Schnitterinn will ich gehn,
Kann nicht nach andern Dirnen sehn;
Sie wartet mein unter der Linde!“

Der Mond betritt die Himmelsbahn;
Noch will Sie nicht kommen.
Dort legt der Fischer das Fahrzeug an;
Mir ists beklommen.
Hast, Fischer, mein Liebchen nicht gesehn?
Alinde! Alinde!
„Muß suchen, wie mir die Reusen stehn,
Hab nicht die Zeit nach Mädchen zu gehn;
Laß sehn, wie den Köder ich finde!“

Die milden Sterne ziehn herauf.
Noch will sie nicht kommen.
Dort eilt der Jäger in rüstigem Lauf;
Mir ists beklommen.
Hast, Jäger, mein Liebchen nicht gesehn?
Alinde! Alinde!
„Muß nach dem bräunlichen Hirsche gehn,
Hab' nicht die Lust, nach Mädchen zu sehn;
Dort schleicht er im Abendwinde!“

Die schwarze Nacht verhüllt den Hain.
Noch will sie nicht kommen.
Von allen Lebendigen irr' ich allein
Bang' und beklommen.
Dir, Echo, darf ich mein Leid gestehn:
Alinde — „Alinde!"
Ließ Echo mir herüberwehn;
Da sah' ich sie mir zur Seite stehn;
„Du suchtest so treu: nun finde!"

Die Nixen.

Ballade.

Wo kommt der schöne Jüngling her?
Sag' an! Wo reitet er hin?
Er kommt aus Königs Ludwig Schlacht;
Er hat die Siegeskunde gebracht
Der jungen Königin.

Er reitet nun über Feld und Moor
Zur Burg der Ahnherrn hin;
Zum grauen Vater, zur holden Braut,
Die täglich weinend nach ihm schaut,
Treibt rastlos ihn sein Sinn.

Er reitet wohl in den schwarzen Wald.
Er kommt zum Erlensee;
Und schnaubend bleibt der Rappe stehn,

Trotzt Sporn und Ruf, will fürder nicht gehn,
Steigt brausend in die Höh.

Drey Jungfraun hold, drey Jungfraun
schön
Entsteigen dem Erlensee.
Sie tanzen vor ihm den Ringelreihn
Im Nebelduft, im Mondenschein;
Ihm wirds im Herzen so weh.

Drauf eine der Jungfraun lieblich spricht:
Bleib, schöner Knabe, bleib hier!
Bleib hier, und gib uns dein junges Herz!
Wir wollen dich laben mit Kuß und Scherz
Im grünen Wasserrevier!

„Mich treibts hinweg ins Vaterhaus;
Da muß ich heute noch seyn.
Mich treibts hinweg zur holden Braut,
Die täglich weinend nach mir schaut;
Mein Herz ist nicht mehr mein."

Sollst wohnen im glänzenden Wasserschloß
Vom Demant und Saphir;

Wir lehren zum Ritte gewandt und kühn
Dich zäumen und händigen den Delphin:
Bleib, schöner Knabe, bleib hier!

„Muß wohnen in meiner Väter Schloß,
Und unter den Ahnherrn mein;
Und wenn der Feind den Frieden bricht,
Darf Vater und Braut ich lassen nicht,
Muß ihr Beschützer seyn.“

Wir wallen mit dir im blinkenden Thau
Der Sommernacht, sternicht und warm;
Du sollst, beym luftigen Ringelreihn,
Bekränzt mit Wasserlilien seyn,
Und ruhn in unserm Arm.

„Zum heiligen Altar führ' ich bald
Sie, meines Herzens Lust;
Sie soll beym fröhlichen Hochzeitreihn,
Bekränzt mit Rosen und Mirten seyn:
Ihr ruh' ich an weißer Brust.“

Dein junges Herz, das lassen wir nicht,
Bleibt unser für und für;

Und gibst dus nicht, bethörter Mann,
So nehmen wirs, und weiden uns dran
Im grünen Wasserrevier.

Es harret der Vater, es weint die Braut;
Das Herz vor Ahndung ihr bricht.
Sie finden den Jüngling von Blute roth;
Im Walde beym Erlenteich lag er todt:
Sein Herz, das finden sie nicht.

180.

Siegfried August Mahlmann.

Geboren 1772 zu Leipzig. Lebt daselbst als privatisirender Gelehrter.

Die drey Gaben des Vaters.

Auf das Gewimmel zahlloses Lebens
Wendet der alte gütige Vater
Segnend sein Auge!
Und seine glanzstralenden ewigen Welten
Wandeln vorüber dem göttlichen Blicke,
Heil empfangend und herzerhebende Gaben!
Also auch hat er gesegnet
Mit drey hochherrlichen Gütern
Tellus armes, irrendes, schwaches Geschlecht.

Hoffnungen gab er ihnen, tröstende
Wesen,
Welche die Bilder künftiger Tage,
Rosig gemalt, aufstellen vor weinende Augen,
Mit süßer Täuschung erfreuend die armen
In Sorge Begrabenen.

Dann auch hat er gesendet
Den Mährchenerzähler, den freundlichen Schlaf,
Welcher auf leisem Fittige wegführt die Hälfte
Quälender Stunden, und Tropfen der Lethe
Milde darreicht den Armen, die weit noch vom Ufer
Des heilbringenden Stromes
Freudenlos wandeln.

Und zum dritten hat er gegeben die köstlichste Gabe,
Seinen starken Erretter, den Tod, den freudigen Helden,
Welcher zertrümmert jegliche Fessel der Erde,
Und empor trägt die schwachen Mühebeladenen
Zu der ewigen Freiheit Sonnenglanz,
Und zu des unendlichen Vaters
Hochheiligem Angesicht.

Kann auch fliehen auf immer die tröstende Hoffnung,
Kann auch scheuchen den Schlaf
Die ängstlich quälende Sorge:

Nicht kann rauben des Mächtigsten Hand
Den letzten Segen des ewigen Vaters,
Den rettenden Tod!

Nachruf an Herder.

Wenn die Zahl der Monden erfüllt, und
der Acker gepflügt ist,
Da gedenket, vor welchem der Strom alles
Lebens vorbeiströmt,
Der uralte Kronion, des mühebeladenen Knech-
tes;
Und sein Herold erscheint, der schnell beflügel-
te Bote,
Ihn zu geleiten zu Persephonias stillem Pallaste,
Und in die heilige Nacht, daß er ruhe von
rühmlicher Arbeit,
Und aufwachend vom Schlafe sich find' in der
seligen Heimath.
Also auch du, o geliebtes Haupt! Die einsame
Reise

Hast du muthig vollbracht, und bist zu der Götter Umarmung
Ruhmvoll wieder, woher du uns kamst, hinübergewandelt.
Nicht erhebe sich nun unmännliche Klage: denn selig,
Wer, mit unsterblichem Namen, gerühmt zu den Schatten hinabsteigt!
Aber wenn frommen Wünschen vergönnt ist und stillen Gebeten,
In die geliebten Gräber hinabzudringen: so hört uns,
Heilige Manen, und schwebt erfreuend, wie Geister der Liebe,
Wie des Friedens heilige Boten beseligend, um uns,
Daß wir würdig dienen den ewig mächtigen Göttern,
Phöbos Apollon, und ihr, dem Heldenkinde Kronions,
Der goldlockigen, weisheitlehrenden Pallas Athene!

Rettung.

Wenn die Welt dich hart bedrängt,
Wenn die Sterne dir verschwinden,
Dich dein liebstes Leben kränkt,
Sprich, wo willst du Rettung finden?

Greife nicht nach Aussen hin!
Alles hat dich ja betrogen!
Traue nicht auf Menschensinn;
Wieder lügt, wer einst gelogen!

Aber steig' hinab in dich;
Kräfte, welche lange schliefen,
Hält dein unergründlich Ich
Tief in seinen innern Tiefen.

Du bist Herr in deiner Welt.
Hast du dich, so hast du Alles!
Lächelst, wenn dein Glück erfüllt,
Ruhig selbst des wilden Falles.

Bleibst du so dir ewig treu,
Dann kann dich kein Schicksal ketten:
Denn der Gott in dir ist frey;
Trau' auf ihn, er wird dich retten!

Der Jüngling und der Wanderer.

Wanderer.

Wohin, o Jüngling, mit flammendem Blick?
Wohin mit beflügeltem Schritte?
Sey mir Gefährte, nach Wanderersitte,
Du Rascher! Ich kehre zur friedlichen Hütte,
Zum Herde der Väter zurück!

Jüngling.

Ich geh' allein eine rauhe Bahn!
Sie führt über Klippen und Felsen hinan;
Durch öde Geklüfte, durch Sumpf und Moor
Steig' ich zu sonnigen Gipfeln empor!

Ich will nicht rasten; es muß mir glücken,
Der Wallfahrt fernes Ziel zu erblicken!

Wanderer.

Was treibt dich so kühn die ferne Bahn?
Was führt dich auf Klippen und Felsen hinan?
Schlug nicht daheim die Nachtigall laut?
Schlang nie sich dein Arm um die liebende Braut?
Die Freuden, die in der Heimath wohnen,
Die suchst du vergebens in fernen Zonen!

Jüngling.

Unsterblichkeit ist ein großes Wort!
Es rief mich von Freund und Vater fort!
Es riß mich aus den Armen der Braut;
Wohl seufzte sie schwer, wohl weinte sie laut!
Doch laß mich, doch laß mich, ich muß von hinnen,
Eh mir die Stunden, die schnellen, verrinnen!

Wanderer.

Verblendeter! Ruh' ist ein süßes Wort!
Du suchst sie vergebens am Ziele dort!

Vernimm, wen des Genius Adlerflug
Empor zu den Sternen des Himmels trug;
Der mag wohl Vieles, ach Vieles! wissen,
Aber die Ruh' ist ihm ewig entrissen!

Jüngling.

Laß ruhn, wem ein Gott zu ruhen vergönnt!
Mich treibt ein Feuer, das ewig brennt!
Mich foltert und quält ein Durst, den stillt
Kein Wasser, das aus der Erde quillt!
Nur dort allein, an erhabener Stelle,
Da sprudelt, da rieselt die labende Quelle.

Wanderer.

Verwegner, hoch oben bei Jupiters Sitz
Lauscht tief verborgen der tödtende Blitz!
Es trinkt der Adler den Sonnenstral,
Und sinkt mit gelähmtem Fittig ins Thal,
Da Phaeton Lüfte des Himmels umwehen,
Da stürzt er herab aus unendlichen Höhen!

Jüngling.

Laß sinken, laß stürzen, wer den Muth
verlor!

Ich klimme durch Tod und Gefahren empor!
Und kann ichs nicht enden, und muß ich hinab,
So schmücke der Lorber mein rühmliches Grab!
Wer unterging im großen Bestreben,
Verdient in dem Herzen der Nachwelt zu leben!

Die Götter.

Welchen soll ich erheben von allen unsterblichen Göttern?
Welcher Göttin Huld preis' ich vor allen zuerst?
Siehe! die Fülle der Gaben, sie strömt von oben hernieder,
Und was den Menschen erfreut, jegliches gibt ihm ein Gott!
Göttlich ist die Gabe des Liedes, Gesundheit und Reichthum!
Schön ist die Blüthe des Ruhms, herrlich das Lächeln des Glücks!

Wer mag eines entbehren von allen erfreulichen Gütern?
Ist doch jedes ein Stern, leuchtend in einsamer Nacht!
Möchtet ihr Ewigen alle mich selig im Leben geleiten,
Schützender Götter Kraft, freundlicher Göttinnen Huld!
Aber verließen auch viele mich auf dem unendlichen Meere,
Holdes Geschwisterpar, bleibe nur du mir getreu!
Komm, du Jüngling und Held, o komm, du heiliger G l a u b e!
Kühner, starker Pilot! Tritt an das Steuer des Schiffs!
Steure den Wellen entgegen, den hochaufbrausenden; sicher
Einst in der Heimath Port wirfst du den Anker mir aus!
Steig' in mein Schiffchen auch du, o herzerfreuende Liebe!
Göttin mit mildem Sinn, mache die Menschen mir hold!

Also vertraut mit den ewigen Göttern, geliebt von den Menschen,
Werde die Reise vollbracht, bis mich der Hafen empfängt!

Der Geist der Dichtkunst.

Der Geist der Dichtkunst hebt und trägt,
Was in der Schöpfung lebt.
Wenn angstvoll dir dein Busen schlägt,
Dein Herz beklommen bebt:
Dann führt er im Triumph zum Chor
Erhabner Geister dich empor,
Und bey dem Klange heilger Lieder
Umgibt dich eine fromme Welt
Und deiner Kindheit Ruhe wieder.

Der Geist der Dichtkunst wirkt und schafft,
Was edel ist und groß;
Er stärkt das Herz mit Heldenkraft,

Und sprengt die Fesseln los;
Du achtest nicht den Spott der Welt,
Wenn dich der Mächtge aufrecht hält;
Die Zukunft bringt des Dankes Gabe,
Und du erblickst im Schutte Roms
Den Lorberzweig auf Brutus Grabe.

Der Geist der Dichtkunst kränzt die Bahn
Der Tugend und der Pflicht;
Er führt den Forscher himmelan,
Und wandelt Nacht in Licht;
Selbst in der Wahrheit kaltem Arm
Erhält er deinen Busen warm,
Und unter fröhlichleichten Spielen
Erhöht er wundersam dein Herz,
Der Schönheit hohen Reitz zu fühlen!

Er gießt der Freude Sonnenschein
Rund um dein niedres Haus;
Er malt dein Zimmer, eng' und klein,
Mit Arabesken aus;
Er würzt dein Mahl mit weisem Scherz,
Legt dir dein Kind ans Vaterherz,
Und deine Tage schwinden golden

Beym

Beym Freudenlied' Anakreons,
Und an dem Busen deiner Holden.

Auch wenn du einsam klagst und weinst,
Wenn Erd' und Welt dir sinkt,
Wenn deine Lipp' erblassend einst
Den letzten Becher trinkt:
Dann stärkt er dich mit Göttermacht;
Sein Glanz erhellt die Todesnacht.
Du siehst an Lethes Blumenstrande,
Begrüßt von Sphärenharmonien,
Das Friedensfest im Geisterlande!

Der Vater Martin.

Der alte Vater Martin war
Mit Ehren sechs und achzig Jahr.
Er schlich so matt, er schlich so schwer
An seinem Stab' im Dorf einher.
Sein Haupt, mit weißem Haar geschmückt,
War längst dem Grabe zugebückt.

Im Dorfe liebt' ihn Groß und Klein;
Man lud zu jedem Fest ihn ein.
Man gab ihm stets den schönsten Kranz.
Beym Hochzeitreihn und Erntetanz;
Denn Vater Martin, sanft und gut,
Verscheuchte nie den frohen Muth.

Das Pfingstfest kam; die erste Nacht
Ward mit Gesang und Tanz vollbracht.
Da sammelte sich Groß und Klein,
Und sang und sprang im Mondenschein;
Der alte Martin aber schlich
Zu seiner Freunde Gräbern sich.

Die Nacht war schön; ein Lüftchen nur
Durchzog des Kirchhofs stille Flur,
Und lispelte mit sanftem Hauch
Im thaubeglänzten Rosenstrauch,
Der, frisch gepflanzt von lieber Hand,
An eines Jünglings Grabe stand.

Der alte Martin seufzte schwer;
Er sah' empor zum Sternenheer,
Und fiel aufs Grab, wo Anne schlief,

Voll heißer Andacht hin, und rief:
Ach, lieber Gott! ach führe du
Den alten Martin auch zur Ruh!

All meine Freund' und Nachbarn hier
Sind längst, du lieber Gott, bey dir;
Ich bin so einsam und allein,
Und möcht' auch gern dort oben seyn.
Du lieber Gott, was soll ich doch
So spät auf deiner Erde noch?

Wohl bin ich alt und lebenssatt,
Mein Geist ist schwach, mein Herz ist matt,
Mein zitternd Haupt ist silberweiß,
Was hilft dir, Herr, der matte Greis?
Ach! nimm ihn auf, und decke du
Sein müdes Herz mit Erde zu!

Und Martins Bitte stieg zum Ohr
Des großen Herrn der Welt empor.
Er winkt' Erhörung seinem Flehn,
Und hieß den Todesengel gehn,
Daß er bereitete sein Grab,
Und nähm' ihm ab den Pilgerstab.

Der Engel wehte Trost und Ruh
Dem frommen Vater Martin zu;
Er trat zu ihm im Lichtgewand,
Und reicht' ihm seine kalte Hand;
Er sprach zu Martin: Küsse mich!
Da küßt' ihn Martin, und erblich.

Nachtlied.

Die Erde ruht, das Herz erwacht;
Auf strebt der innre Sinn!
Die Engelwelt, voll Glanz und Pracht,
Zieht hehr und herrlich durch die Nacht
Der Menschen hin.

Das Auge hebt sich himmelan
Von Erdenspiel und Tand;
Die Hoffnung spricht: Des Lebens Bahn
Führt aufwärts zu dem Sternenplan
Ins Vaterland!

Der Engel, den der Staub noch hält,
Fliegt seinen Brüdern zu;
O Gotteslands, von Glanz erhellt!
Wenn alles um uns welkt nnd fällt,
Du gibst uns Ruh!

Lied des Trostes.

Was grämst du dich?
Noch wenig trübe Stunden,
Dann heilen deine Wunden;
Dann blickt dein Auge hell und klar!
Dein Geist, so fest gekettet,
Fliegt dann empor, und rettet
Zum Lande seiner Heimath sich!
Was grämst du dich?

Der große Geist,
Um den die Welten schweben,

Sieht unser kleines Leben
Und unsern Kummer gnädig an.
Er zählt die Thränentropfen;
Er stillt des Herzens Klopfen.
Er ist es, der uns Trost verheißt,
Der große Geist!

Verzage nicht!
Blick' auf in jene Ferne,
Da glänzen tausend Sterne;
Wie groß ist deines Vaters Haus!
Ach dort! ach dort erwarmen
An seiner Brust wir Armen!
Drum, wenn dein Herz in Thränen bricht,
Verzage nicht!

Schwermuth.

Als mein Leben voll Blumen hing,
Als ich im fliegenden Kleide
Lächelnd der Zukunft entgegenging,
Wie klopfte mein Busen voll Hoffnung und Freude!
Ach hin ist hin! und todt ist todt!
Euch, verschwundne schöne Tage,
Weckt kein Morgenroth!

Freundschaft, als mich dein Arm umwand,
Als ich in seligen Stunden
Endlich ein Herz, wie das meine, fand,
Da heilten sie alle die blutenden Wunden!
Ach hin ist hin! und todt ist todt!
Was der Zeiten Flug zertrennte,
Eint kein Morgenroth!

Als mein Busen von Liebe schlug,
Als mich der höchste der Triebe

Ueber die Nebel der Erde trug,
Wie war ich so selig im Arme der Liebe!
Ach hin ist hin! und todt ist todt!
Um das Grab gestorbner Liebe
Glänzt kein Morgenroth!

Trostlos steh' ich voll bitterm Schmerz,
Einsam im langen Ermatten.
Brich, o du armes verwaistes Herz!
Und suche dir Frieden im Reiche der Schatten!
Ach hin ist hin! und todt ist todt!
Schimmre bald auf meinen Hügel,
Goldnes Morgenroth!

Amor und Psyche.

Allein geht durch ein fremdes kaltes Land
Die arme Psyche ihren Trauergang;
Ein dunkles Ahnen, wie Erinnerung
Von längst verwehten Träumen, zeigt ihr fern
Der freyen Geister schönes Vaterland,
Ach! ihr verlaßnes schönes Vaterland!
Und Psyche weint.

Der Weinenden begegnet Amor. Sprich,
Was weinst du, Schwester? ruft er ihr entgegen,
Und seine Stimme tönt wie Flötenton
In Psyches Herz; sie kennt den Bruder wieder.
Da sinkt sie hin an ihres Lieblings Brust;
Da windet fest und innig Psyches Arm
Um seine jugendliche Schönheit sich;
Da ruht, voll stummen bebenden Entzückens,

Auf ewig Eins, in Seligkeit versunken,
Ihr warmes Herz an seiner warmen Brust,
Ihr Feuerkuß an seinem Feuerkuße,
Und heller wird ihr die Erinnerung
An ihr verlornes schönes Vaterland,
Und Psyche lächelt wieder.

181.

Johann Christian Friedrich Hölderlin.

Geboren 1770 zu Laufen im Wirtember=
gischen. Lebt zu Homburg vor der Höhe,
als Hofbibliothekar.

Der Wanderer.

Einsam stand ich, und sah' in die afrikanischen dürren
Ebnen hinaus; vom Olymp regnete Feuer herab.
Ach! hier schwoll mit erfrischendem Grün der umschattende Wald nicht
In die säuselnde Luft üppig und herrlich empor.
Unter Gesträuchen saß ein ernster Vogel gesanglos;
Aengstlich zogen und schwer wandernde Störche vorbey.
Nicht um Wasser rief ich dich an, o Natur, in der Wüste,
Wasser bewahrte mir stets treulich das fromme Kameel:

Um der Haine Gesang, um Gestalten und Farben des Lebens
Bat ich, vom lieblichen Glanz heimischer Fluren verwöhnt.
Aber ich bat umsonst! Zwar feurig und prachtvoll erschienst du;
Doch ich hatte dich einst hehrer und milder gesehn.
Auch den Eispol hab' ich besucht; wie ein starrendes Chaos
Thürmte der Ocean da schrecklich zum Himmel sich auf.
Todt in der Hülse von Schnee schlief hier das gefesselte Leben;
Und der eiserne Schlaf harrte des Tages umsonst.
Mutter Erde! so rief ich, du bist zur Witwe geworden,
Kinderlos, dürftig und stumm trauernd in langsamer Zeit.
Nichts zu erzeugen, und nichts zu pflegen in sorgender Liebe,
Alternd im Kinde sich nicht wiederzusehn, ist der Tod.

Aber vielleicht erwarmst du dereinst am Strale des Himmels,
Und aus dem eisernen Schlaf schmeichelt sein Odem dich auf;
Und, wie ein keimendes Korn, durchbrichst du die Hülse des Winters,
Und eine knospende Welt windet sich schüchtern hervor.
Deine gesammelte Kraft flammt auf in üppigen Lenzen;
Rosen duften, und Wein sprudelt im kärglichen Nord!
Aber jetzt kehr' ich zurück an den Rhein, in die glückliche Heimath,
Und es hauchen, wie einst, zärtliche Lüfte mich an;
Und das stürmende Herz besänftigen mir die vertrauten
Friedlichen Bäume, die einst mich in den Armen gewiegt.
Alt bin ich worden indeß: mir bleichte der Eispol die Scheitel,
Und in den Gluthen des Süds mehrten die Locken sich nicht.

Doch, wie Aurora den Tithon, umfängst du
in lächelnder Blüthe
Warm und liebend, wie einst, Vaterlands-
erde, den Sohn!
Seliges Land! Kein Hügel in dir wächst ohne
den Weinstock,
Und ins balsamische Gras regnet im Herb-
ste das Obst.
Fröhlich baden im Strome den Fuß die glü-
henden Berge;
Kränze von Zweigen und Moos kühlen ihr
sonniges Haupt,
Und, wie die Kinder hinauf zur Schulter des
herrlichen Ahnherrn,
Steigen am dunkeln Gebirg Schlößer und
Hütten hinauf.
Aber unten im Thal, wo die Blume sich nährt
von der Quelle.
Breitet das freundliche Dorf über die
Wiese sich hin.
Hier ists einsam und heimlich! Fern tosen die
Schaufeln der Mühle,
Und von dem Bergwerk herab knarrt das
gefesselte Rad.

Lieb-

Lieblich tönt die gehämmerte Sens' und die Stimme des Landmanns,
Der am Pfluge dem Stier lenkend die Schritte gebeut,
Lieblich aus dämmernder Laube der Mutter Gesang bey dem Säugling,
Den die Lüfte des Mais flüstern in lächelnden Schlaf.
Aber drüben am See, wo die Ulme das alternde Hofthor
Uebergrünt, und den Zaun wilder Hollunder umblüht,
Da empfängt mich das Haus und des Gartens trauliches Dunkel,
Wo mit den Pflanzen mich einst liebend mein Vater erzog.
Heimathliche Natur, wie bist du treu mir geblieben!
Zärtlichpflegend, wie einst, nimmst du den Flüchtling noch auf.
Noch gedeihn die Pfirsiche mir; noch wachsen gefällig

Mir ans Fenster, wie sonst, köstliche Trauben empor.
Winkend röthen sich noch die süßen Früchte des Kirschbaums,
Und der pflückenden Hand reichen die Zweige sich selbst.
Schmeichelnd zieht mich, wie sonst, in des Forsts majestätische Hallen
Aus dem Garten der Pfad, oder hinab an den Bach,
Und die Pfade verklärst du mir herrlich, o Vaterlandssonne,
Und es umwallt mich, wie sonst, lieblich dein heiliges Licht!

182.

Aug. Friedrich v. Steigentesch.

Geboren 1775 zu Hildesheim. Lebt, als kaiserlich-königlicher Oberstlieutenant unter dem Regimente Czartorinzky zu Comorre in Ungarn.

Der Kirchhof.

In der Erde, wo die Blumen keimen,
Baut der Mensch das letzte, dunkle Haus.
Harmlos, wie einst unter ihren Bäumen,
Ruhen dort die müden Pilger aus.

Freundlich spielt der West mit weichen
Fügeln
Um der Schläfer stillen Aufenthalt.
In den Särgen, unter diesen Hügeln,
Ist der leise Ton des Grams verhallt.

Und die Mirte mit den dunklen Zweigen
Flüstert um die stillen Gräber her.
Aber auch der Freunde Stimmen schweigen,
Und das Herz voll Liebe schlägt nicht mehr.

Wird die Zeit den Staub nicht mehr be-
kleiden,
Der als Herz in unsrem Busen schlug?

Senkt die Zeit des Lebens Gram und Freuden
Mit der Hülle in den Aschenkrug?

Mächtig hat Er, der im Dunkel waltet,
Reitz und Schrecken in die Zeit gewebt,
Und die Rose, die sein Hauch enfaltet,
Blüht am Aetna, der das Thal begräbt.

An der Alpen nebelgrauer Spitze
Bindet Er die rauhen Winde fest,
Und die Wolke sammelt ihre Blitze,
Und der Adler baut auf ihr sein Nest.

Freundlich weckt Er Blumen auf zum Leben;
Flora schmückt des Frühlings Wiederkehr.
Aber die Entblätterten erheben
Nie ihr Haupt im zweiten Lenze mehr.

Welche Schlüße, Forscher, darfst du wagen?
In den Gräbern stirbt der Sonne Licht,
Und die Freunde hören deine Fragen,
Und die kalte Lippe redet nicht.

Wird der Geist geläuterter und stärker,
Der Bewohner einer bessern Welt,

Wenn die Hülle, seiner Schwingen Kerker,
Hülflos, wie der Blume Staub, zerfällt?

Oder war, was Zeit und Gram uns rauben,
Nur das Lächeln eines Traumgesichts?
Frage deine Hoffnung, deinen Glauben;
Die Vernunft, dein Führer, sagt dir nichts.

Der Troubadour.

Am Quell, vom Tage matt beschienen,
Saß Ritter Raimond, kalt und wild;
Blaß, wie der Burggeist in Ruinen,
Schwamm auf dem Felsenquell sein Bild.
Da lispeln sanft der Harfe Saiten;
Im Liede weht ein weicher Sinn,
Und des Gesanges Töne gleiten,
Wie Wellen über Blumen, hin.

Erinnrung rauschet durch die Lieder
Mit schwarzen Flügeln um sein Ohr.
Das Schrecken sträubt sein Haar empor,
Und drückt den Blick zur Erde nieder.

Die sanfte Sprache der Gefühle
Wird jetzt in jeder Saite wach;
Des Morgens Traum, der Kindheit Spiele,
Ahmt schwach und stark die Harfe nach.
Die halbgedämpften Töne beben,
Wie durch das Laub der West im Mai.
Der Kindheit goldne Träume schweben
Im Spiegel des Gesangs vorbey.

Der schöne Traum, zu früh vergangen,
Hat sanft des Ritters Herz erweicht;
Ein mattes kaltes Lächeln schleicht
Sich schüchtern auf die blassen Wangen.

Jetzt klagt hier, wie der Welle Tosen,
Bald schwach, bald stark, mit leisem Schwung,
Die Sehnsucht um verblühte Rosen,
Im Echo der Erinnerung.
Der Ton, gleich scheidenden Gewittern,

Verhallt nun sterbend, dumpf und schwach;
Die Saite ahmt mit leisem Zittern
Den süßen Tod der Freude nach.

Der Vorzeit blasse Nebel fallen,
Der Freude heitres Bild erwacht,
Die Liebe winkt, das Leben lacht
Ihm aus der Zukunft finstern Hallen.

Dem Arm der Freude schnell entrissen,
Erhebt sich dumpf das Lied der Schlacht;
Die Erde wird des Todes Kissen,
Das Blut und Wunde schrecklich macht.
Die Harfe schweigt; in ihren Pausen
Verblutet röchelnd sich der Held,
Und, wie des Meeres Wogen, brausen
Die Töne durch das Leichenfeld.

Des Ritters blasse Wangen färben
Sich brennend, wie das Abendroth;
Er sehnt sich, den erhabnen Tod
Im wilden Schlachtgewühl zu sterben.

Der Harfe Stürme rauschen wilder;
Das Siegel springt am Grab der Zeit;

Der Sturm des Sängers weckt die Bilder
Im Nebel der Vergangenheit.
Dumpf rauscht in jedem Grabe Leben,
Wie in der Felsenkluft der Nord.
Des Sängers blasse Lippen beben;
Sein Stammeln malt den Brudermord.

Die Wangen, wildentbrannt, verglühen;
Im Auge rollen Schuld und Haß.
„Laß", ruft der Ritter leichenblaß:
„O laß das Bild vorüberfliehen!"

Da flüstern leise durch die Saiten
Der Hoffnung süße Melodien.
Sanft, wie des Schicksals Faden, leiten
Sie in den Arm der Trösterinn.
Kühn trotzt der Mörder den Gesetzen.
Ihn lenkt das ewige Geschick;
Auf seinen Wink hält das Entsetzen
Der Frevels Dolch und Arm zurück.

Der Ritter schlingt um die Gestalten
Der Möglichkeit den Arm voll Kraft,
An seiner Brust voll Leidenschaft
Das süße Traumbild festzuhalten.

Der Sänger schweigt. Des Ritters Miene
Wird wieder kalt und wolkenschwer;
Da flüsterts leise durch das Grüne:
„Erkennst du Erichs Ton nicht mehr?"
Er blickt empor: die Augen wenden
Sich ab, von Scham und Schuld gepreßt;
Er klammert sich mit kalten Händen
An seines Bruders Knien fest.

Das Band des Schreckens löst sich wieder,
Das seine Kraft gefesselt hält,
Und auf die blassen Lippen fällt
Die Thräne der Verzeihung nieder.

Die Menschenalter.

An unsrer Wiege grüßen uns die Horen.
Den Säugling küßt des Morgens Rosenlicht,
Und weinend grüßt sein erster Blick Auroren;
Des Daseyns schöne Stunden fühlt er nicht.

Der Knabe jagt, gleich losgelaßnen Winden,
Dem Schmetterling, wie einst dem Glücke, nach.
Das Mitleid lehrt ihn denken und empfinden;
Sein Herz ist, wie sein Wille, weich und schwach.

Dies weiche Herz, für jeden Eindruck offen,
Wird von des Jünglings Thränen angeklagt;
Er lernt den Trost, zu weinen und zu hoffen;
Doch fühlt er schon, wie viel das Glück versagt.

Die Hoffnung ging mit ihm aus seiner Wiege,
Und malt' ihm seiner Zukunft Feenland,
Bis dieser Traum, des Glückes holde Lüge,
Im kalten Arm der Wirklichkeit verschwand.

So, schwankend, wie der Nachen im Orkane,
Irrt er, ein Spiel des Zufalls, ungewiß.
Im Hauch der Zeit entflattern seine Plane,
Der kalt und rauh die Täuschung ihm entriß.

Der Mann tritt in des Lebens heiße Zone;
Hier welkt der Blüthenkranz der Phantasie.

Er pflückt den Lorber für der Weisheit Krone,
Und hascht das Schattenbild der Wahrheit nie.

Er bindet freudig der Erkenntniß Garben,
Des kurzen Tages dürftigen Gewinn;
Doch streut der Abend seine blassen Farben
Schon auf des Sammlers goldne Ernte hin.

Dem Rohre gleich, das Winterlüfte wiegen,
Wankt hier der Greis, vom Hauch der Nacht berührt;
Ihm winkt der Tod, wo Frühgefallne liegen,
Gleich Blüthenknospen, die der Sturm entführt.

Und beugt das hohe Gras, im nächsten Lenze,
Um der Geschiednen Grab der Abendwind,
O so verweht er ihre Todtenkränze,
Und niemand weiß, wo sie begraben sind!

Der arme Thoms.

Des Haines Sänger schliefen und verstummten;
Da wallte Thoms, den oft sein Herz betrog,
Zum Kirchhof, wo die Abendkäfer summten,
Und über ihm die schnelle Schwalbe flog.

Am Grabe seines Vaters sank er nieder.
Der Mangel stieß ihn in die Welt hinaus;
Dort waren alle Menschen seine Brüder,
Die große weite Erde war sein Haus.

Er trug das wunde Herz, von Gram zerrissen,
Zu seines Vaters kalter Gruft zurück.
Der Hügel seines Vaters war sein Kissen,
Und eine Thräne sein errungnes Glück.

Es ward ihm hier so heimlich und so bange,
Dem Staube nah, von dem er Trost empfing.

Er drückte seine bleichgehärmte Wange
Ins falbe Gras, das um den Hügel hing.

„Ein Bettler, Vater! arm an Kraft und Freude“,
So sprach er zu dem Todten: „bin ich hier.
Du findest Menschen, wenn ich von dir scheide,
So sprachst du, als dein Auge brach, zu mir.“

„Und weinend wandt' ich mich mit deinem Segen
Zu Menschen, denen er mich übergab,
Das wunde Herz an ihre Brust zu legen;
Und jeder wies den Bettler trotzig ab.“

„Doch Agnes hörte noch den Bettler weinen
Der Mangel hatte meine Kraft verzehrt.
Geh, sprach sie, suche Brod! du bleibst den Deinen,
Kommst du zurück, wie meinem Herzen, werth.“

„Ich ging, ich konnte kaum den Pflug umfassen;

Ich griff zum Schwert, da war mein Arm zu
schwach.
Da weint' ich laut, verachtet und verlassen;
Der Fels allein sprach meinem Jammer nach."

„Am Thor der Heimath setzt' ich krank mich
nieder,
Und Agnes kam am Birkenwalde her.
Ich sprang empor, und rief: Du hast mich
wieder!
Sie lachte laut, und kannte mich nicht mehr."

„Da brach mein Herz, da wankten meine
Kniee,
Da fühlt' ich, daß ich hülflos elend bin.
Den Tod im Herzen, wankt' ich noch mit Mühe
Bis an dein Grab, du guter Vater, hin!"

„Bald, Vater, wird auch mich die Erde de-
cken;
Die Sonne grüßt die Gräber um mich her,
Die kalten Schläfer freundlich aufzuwecken,
Und weckt, wie sie, den armen Thoms nicht
mehr."

Jetzt sah' er, wie in Westen, freundlich schwebend,
Der Abend sich am Horizont verlor;
Da hob er seine Hände, starr und bebend,
Und seinen Blick zum Geist der Nacht empor.

Und kalte, feuchte Morgennebel flossen
Weiß, wie ein Leichentuch, am Grabe her:
Da war sein Blick für diese Welt geschlossen;
Die Sonne weckt den armen Thoms nicht mehr.

Einladung.

Willst du, wo ich wohne, sehn,
Laß uns hier im Thale gehn!
Geißblatt, Moos und Ephen grünen
Ueber uns in Bergruinen,
Und dem Geist der Vorzeit nah
Steht mein kleines Hüttchen da.

In dem Stübchen, still und klein,
Kehrt die Freude willig ein;

Bohnen ringeln sich, und weben
Schatten an den Fensterstäben,
Und der Hänfling baut sein Nest,
Wo man ihn nur bauen läßt.

Trautes Liebchen! ich und du
Bringen da den Abend zu.
Durch die Kühle, durch die Stille
Rinnt der Quell, und zirpt die Grille;
Zarter Nebel hüllt den Hain
Und die grauen Felsen ein.

Und im lichten Wolkenmeer
Wallt der stille Mond daher;
In der Ulme grünen Hallen
Nisten junge Nachtigallen,
Und am alten Felsenthurm
Steigt und glüht der Feuerwurm.

Leiser treibt des Lebens Fluth,
Wenn um uns die Gegend ruht,
Wie des Friedens stille Lethe
In der Kindheit Morgenröthe
Ueber Frühlingsblumen glitt:
Trautes Liebchen, willst du mit?

Erinnerung.

An Lyda.

Den Hain, worin sich Tag und Dunkel gatten,
Durchrauscht ein Quell, vom Geisblatt überwebt;
Dein Bild umschwebt den Quell, sanft wie ein Schatten
An Lethes Ufern schwebt.

Des Lebens oft empörte Stürme schweigen;
Der Hoffnung Stern durchstrahlt der Trennung Nacht,
Wenn Philomelens Mailied in den Zweigen
Des dunklen Hains erwacht.

Und sehnsuchtsvoll ans ferne Seegestade
Träum' ich zu dir im Dämmerlicht mich hin;
Die Täuschung flieht. Der Spiegel der Najade
Sagt, daß ich einsam bin.

Und einsam streu' ich Blumen auf die Quelle
Zum Todtenopfer dir, Vergangenheit!
Und weinend wird der Wehmuth diese Stelle
Zum Tempel eingeweiht.

Das Reich der Fabel.

An ein Kind.

Schnell durch das Leben flieht, im Kriege
Mit Wahn und Wirklichkeit, die Zeit,
Das sie, begränzt von Sarg und Wiege,
Zum Schauplatz für die Fabel weiht.

Noch grüßt des Lebens schöner Morgen
Dein Auge, wie die Quelle rein,
Und freundlich wiegt der Kindheit Sorgen
Der Amme heitres Mährchen ein.

Bald führt dich in der Dichtkunst Hülle
Dein Herz, das für die Unschuld glüht,

Zum Feenmährchen der Idylle,
Das mit dem zwölften Lenz verblüht.

Der Vorzeit Heldenfabeln sprechen
Dann donnernd in des Jünglings Ohr,
Und aus der Hoffnung Knospen brechen
Die Mährchen seines Glücks hervor.

Der kalte Ehrgeitz, den die Flamme
Des Mitleids nicht erwärmen kann,
Knüpft an die Fabeln seiner Amme
Das Mährchen seiner Freundschaft an.

Der blasse Geitz spricht mit Entzücken,
Wie Geßner, von der goldnen Zeit,
Und schildert dir mit frommen Blicken
Das Mährchen seiner Ehrlichkeit.

Und in des Lebens Bilderreihe,
Auf Amors weichen Lippen lacht
Das alte Mährchen von der Treue,
Das vierzehn Tage glücklich macht.

So öffnet dir die Frühlingshore,
Die, Fabeln gleich, in Nacht zerfließt,

Der grauen Zukunft finstre Thore,
Die hinter dir die Vorzeit schließt.

Doch an der Zukunft öden Klippen
Schleicht kalt, gebückt, ein finstrer Geist,
Der auf des Alters blassen Lippen
Der Dämon der Erfahrung heißt.

Den Wahn zertritt der Schonungslose;
Sein kalter Hauch zerstört das Glück.
Ach! er entblättert nur die Rose,
Und läßt der Reue Dorn zurück.

Dann rufen die entflohnen Horen:
Daß im Pallast, wie am Altar,
Das Glück des Weisen und des Thoren
Nichts mehr als eine Fabel war.

183.

Johann Dietrich Gries.

Geboren 1775 zu Hamburg. Privatisirt zu Jena, als Doktor der Rechte.

Phaëthon.

An des Heiligthums geweihter Schwelle,
Flehend zu des Allbelebers Thron,
Lag, umflossen von Aurorens Helle,
Phaëthon, des Sonnengottes Sohn.
Seine Seufzer drangen durch die Lüfte,
Seine Thränen fielen auf den Stein,
Und der frühen Opfer süße Düfte
Wallten durch den Lorberhain.

Schöner wand auf Hellas reichen Fluren
Sich ein Sohn vom Mutterschooße nicht.
Seiner Götterabkunft hohe Spuren
Stralten von des Jünglings Angesicht.
Lockend flog entgegen ihm und schmachtend
Jedes Mädchens sehnsuchtsvoller Blick;
Doch, der Liebe holdes Glück verachtend,
Gab er keinen je zurück.

Schon dem Knaben waren Knabenspiele,
Jünglingslust dem Jünglinge verhaßt;
Höher schimmern seiner Wünsche Ziele,
Und der Erde Schranken sind ihm Last.
Eingedenk, daß er vom Himmel stammet,
Flieht zu ihm sein Auge sehnend hin,
Und des Staubes niedre Lust entflammet
Nimmer seinen hohen Sinn.

Wenn vom dämmernden Olymp Aurore
Kaum beginnt den segensreichen Lauf,
Rafft, ermuntert von der frühsten Hore,
Phaëthon vom harten Pfühl sich auf.
Schwach nur schimmert noch die Morgenröthe,
Heller seines Opfers Flamme schon,
Und des Jünglings brünstige Gebete
Fliehn empor zu Phöbos Thron:

„Du, dem oft schon meine Wünsche nahten,
Den mein schwaches Auge nicht begreift,
Der mit gleicher Huld des Landmanns Saaten,
Und die Frucht der Hesperiden reift;
Der in des Gebirges tiefen Schachten
Labung kocht für die erstorbne Flur;

Gütig allen, die nach Hülfe schmachten,
Zürnest du dem Sohne nur?

Wirst du nimmer dieses Flehn erhören,
Das sich heiß aus meiner Seele ringt?
Nimmer, nimmer mir den Wunsch gewähren,
Der empor zu deinem Thron sich schwingt?
Höher strebts in meiner Brust, und höher,
Und der Erde Freuden sind mir Spott.
Bring', o bringe mich dem Urquell näher,
Allbeleber! Vater! Gott!

Ha! vergebens bieten Erdentöchter
Mir Cytherens oft ersehnten Kranz;
Ihrer niedern Flammen ein Verächter,
Blick' ich auf zu Phöbos reinem Glanz.
Freundschaft selbst, die jeden Schmerz zu lindern
Sonst vermag, mir ist sie nicht gewährt;
Freundschaft mit Prometheus schwachen Kindern
Ist des Göttersohns nicht werth.

Einsam irr' ich auf den Felsenhöhen,
Einsam in dem mondbeglänzten Thal,
In der Nacht des Haines, an der Seen

Lichtem Ufer, ohne Rast der Qual.
Ach! vergebens such' ich in den Armen
Der Natur ein lang' ersehntes Glück;
Meine Klagen gibt mir, ohn' Erbarmen,
Echo höhnend nur zurück.

Schimmern nicht in zauberischem Lichte,
Dort an jenes Hügels grüner Wand,
Mir der Hesperiden goldne Früchte?
Sie entschlüpfen der betrognen Hand.
Dürstend schmacht' ich, und mein Gaumen glühet;
Schon, wie Tantaln, winket mir Genuß;
Ach! vor meinen dürren Lippen fliehet
Spottend ein Eridanus.

Ewig sehnend, strebend, ausgeschlossen
Aus den kalten Armen der Natur,
Flieht mein Geist dahin, wo er entsprossen,
Sucht am Firmament der Heimath Spur.
Ja, ich fühls, ein Gott hat mich gezeuget!
Doch wer hat mich dem Olymp entwandt?
Hat zur Erde nieder mich gebenget?
Sie ist nicht mein Vaterland!

O wozu, wozu dies heiße Streben,
Das so tief mein Innerstes durchglüht?
Soll ich ewig an der Erde kleben,
Wo für mich der Blumen keine blüht?
Nein! nicht länger will ich müßig gaffen
Nach des Himmels unbekannten Höhn;
Ich will selber eine Welt mir schaffen,
Sollt' ich schaffend auch vergehn.

Wallet glühend nicht in meinen Adern
Der Olympier unsterblich Blut?
Oder muß ich mit dem Zeuger hadern
Um des innern Feuers wilde Gluth?
Stamm' auch ich aus Uranos Geschlechte,
Bin auch ich, wie du, ein Göttersohn:
O wo sind denn meiner Ahnen Rechte?
Wo der Himmelsabkunft Lohn?

Ha der Schande! Phaëthon, entsprossen,
Aus des hohen Uranos Geblüt,
Lebt verbannt, bei sterblichen Genossen,
Er, in dem der Sonne Feuer glüht!
Wie die Frevler spotten! O verderbe
Diese Brut der allgerechte Zeus!

Bastard! wo dein väterliches Erbe?
Wo des Götterbluts Erweis?

Send', o Vater, sende denn ein Zeichen,
Daß ich stamme von dem Gott des Lichts!
Laß beschämt die feigen Lästrer weichen
Vor den Stralen deines Angesichts!
Ja, laß endlich mich den Vater sehen;
Ach! noch stets verbarg der Gott ihn mir.
Steig' herab von des Olympos Höhen,
Oder zeuch mich auf zu dir!

Jetzt, o jetzt erhöre mein Begehren,
Schämst du dich der Mutter Liebe nicht,
Darf ich scheulos dich als Vater ehren,
Wie's so laut in meinem Busen spricht!
Send' herab den goldnen Sonnenwagen,
Deiner Rosse muthiges Gespann,
In des Vaters Arme mich zu tragen,
Zu des Himmels Höhn hinan!

Dort nur, wo in ungetrübter Klarheit,
Helios, dein göttlich Auge wacht,

Wohnt, umstralt von Himmelsglanz, die Wahrheit,
Steiget nie zu dieses Thales Nacht.
Hier herrscht nur Verwirrung, Trug und Grauen;
Alles sinkt dem dunkeln Grabe zu.
Laß, o Vater, den Olymp mich schauen,
Mich unendlich seyn, wie du!"

So der Jüngling, und die feuchte Wange
Senkt er schweigend aufs gebogne Knie.
Schauerliche Stille herrschet lange;
Leise Seufzer nur durchbrechen sie.
Jetzt, erregt von unsichtbaren Mächten,
Dringt ein feierlicher Schall hervor;
Dreymal donnerts zu des Jünglings Rechten,
Und dies Wort vernimmt sein Ohr:

„Thörichter! was wagst du zu begehren?
Was verlangt dein frevler Uebermuth?
Konnte so der Leichtsinn dich bethören,
So dich blenden eitler Wünsche Gluth?
Gab dir nicht des Vaters weises Schweigen
Seiner Liebe vollste Sicherheit?

Konnt' es nicht des Flehns Gefahr dir zeigen,
Die dich nun dem Orkus weiht?

Ja, dem Orkus! Nur durch seine Lande
Windet sich zu dem Olymp die Bahn;
Nur befreit von jedem irdschen Bande,
Kann der Erdgeborne Göttern nahn.
Selbst Alcid, der tausend Ungeheuer
Ueberwand, Kronions edler Sohn,
Mußte wandeln durch das Todesfeuer,
Eh' ihm Gottheit ward zum Lohn.

Schwören will ichs bei den dunkeln Wogen,
Die sich neunmal um den Orkus ziehn:
Dich hat nicht der Mutter Wort betrogen,
Ja, ein Gott hat dir das Seyn verliehn.
Doch, daß du geboren bist vom Weibe,
Fesselt dich an jenes Erdenthal;
Dem Befreiten nur vom irdschen Leibe
Oeffnet sich Kronions Saal.

Nimmer hätte deines Wahnsinns Grille
Dir des Vaters weisrer Blick gewährt,
Würde nicht des Schicksals ewger Wille

Schwei-

Schweigend nur von Göttern selbst verehrt.
Ja, zur Warnung hat es dich erkoren,
Beugt nicht dies den Sinn dir niederwärts;
Warnung allen, die ein Weib geboren,
Sey denn, und des Vaters Schmerz!

Doch genug! denn weiter keine Lehre
Hat des Schicksals Strenge dir vergönnt.
Eile denn, bethörter Sohn, zum Meere,
Wenn das Licht sich von den Schatten trennt.
Deiner harrt, sobald von jenem Hügel
Dich begrüßt Aurorens erster Blick,
Mein Gespann; ergreife dann die Zügel,
Und vollende dein Geschick."

Jetzo schwiegs. Frohlockend der Erhörung
Seines Flehns, springt Phaëthon empor;
Nicht des Gottes Dräun, nur die Gewährung
Seiner heißen Sehnsucht schwebt ihm vor.
Froh verläßt er nun die heilgen Hallen,
Die voll bangen Kummers er betrat,
Und die Opfer seines Dankes wallen
Zu der Götter hohem Rath.

Und schon senkt mit thauigem Gefieder
Von den Felsenhöhen sich die Nacht
Duftend auf das müde Thal hernieder;
Alles schlummert; nur der Jüngling wacht.
Von dem Aug des kühnen Heliaden
Fliehet schüchtern die vertriebne Ruh;
Und kaum naht sich Luna den Gestaden,
Eilt er flugs dem Meere zu.

Schon von ferne schimmert ihm entgegen
Phöbos Wagen, Phöbos Viergespann.
Muthig sieht er sich die Rosse regen;
Schon, im Geiste, fliegt er himmelan.
Ungeduldig heben sie die Flügel;
Tellus zittert unter ihrem Huf.
Kühn ergreift jetzt Phaëthon die Zügel,
Und sie folgen seinem Ruf.

Majestätisch, wie auf Meereswogen
Schwebt einher der königliche Schwan,
Hebet sich zum hohen Himmelsbogen
Nun der Wagen auf der steilen Bahn.
Langsam hebt der Zug sich, Phöbos Lenkung
So, wie gestern, wartend; doch er spürt

Leichtlich an der Zügel schlaffer Senkung,
Daß kein Gott sie heute führt.

Aber Phaëthon, jetzt nach dem Ziele,
Weidet sich an nieempfundner Lust;
Ihn durchschauern himmlische Gefühle,
Reinern Aether trinkt die heisse Brust.
Nun entkerkert aus der Erde Schranken,
Fleugt er auf zu seines Ahnherrn Thron,
Naht sich kühnern Schwungs und sonder Wanken,
Fühlt sich ganz des Gottes Sohn.

Schon entschwindet seinem Blick die Erde;
Ihn erreicht ihr trüber Dunst nicht mehr.
Rascher treibt er jetzt die Sonnenpferde;
Ungeduldig schweift sein Aug' umher.
Götterodem glaubt er schon ihm wehen,
Duftend von Ambrosia sein Haar,
Achtet nur der lang' ersehnten Höhen,
Nicht der drohenden Gefahr.

Doch die Rosse fühlen kaum den Wagen
Nur gelenkt von unvorsichtgem Muth,

So beginnen sie erzürnt zu jagen.
Unaufhaltsam rast die blinde Wuth;
Drohet bald der Götter hohe Sitze
Zu zerstören, aber bald auch droht
Des verirrten Wagens nahe Hitze
Tellus Untergang und Tod.

Da erschrickt der Jüngling, und die Zügel
Sinken aus des Todumringten Hand;
Und die Rosse schwingen hoch die Flügel,
Suchend ihr olympisch Vaterland.
Aber bald kehrt seine Kühnheit wieder,
Und auch in des Todes Angesicht
Beuget nichts den hohen Geist danieder,
Selbst der Zorn Kronions nicht.

„Vater", ruft er, „ja, mir wird zum Lohne,
Was du sprachst mit hoher Wissenschaft;
Doch warum verliehest du dem Sohne
Göttermuth, und nicht auch Götterkraft!
Aber auch der Tod in diesen Höhen
Ist mir mehr, als Tellus schönster Lohn.
Ha Triumph! Erhöret ist mein Flehen!
Und so sterbe Phaëthon!"

Sprachs. Da öffnet sich mit lautem Krachen
Des Olympos lichtumstraltes Thor.
Götterglanz, nicht anzuschaun dem Schwachen,
Bricht von Jovis goldnem Thron hervor.
Schnaubend stürzen da die Sonnenpferde
Abwärts, Donner rollt, ein Feuerguß
Trifft den Jüngling, schleudert ihn zur Erde,
Tief in den Eridanus.

Stanzen.

In der Erinnerung geweihtem Haine
Schwebt, leisen Flugs, vor mir ein göttlich Bild;
Ich seh' es nahn in seiner Himmelreine,
Und schöner glänzt das liebliche Gefild.
Sie schwebt herab, im goldnen Abendscheine,
Die herrliche Gestalt, elysisch mild;
Sie hebet still den zartgewobnen Schleyer,
Und rührt mit weicher Hand die heilge Leier.

Das war mein Wunsch: noch einmal, eh die Wogen
Des Schicksals mich von dem geliebten Strand
Fern in des Lebens Strudel fortgezogen,
Zu schauen meiner Sehnsucht theures Land.
Ich sahs, und tausend Dämmerbilder flogen
In wechselnder Gestalt, im Dunstgewand,
Vor dem entzückten Auge hin und wieder,
Und lächelnd stieg Vergangenheit hernieder.

Ich sah, wie einst die nebelgleiche Hülle,
Wie auf ein Götterwort, dem Aug' entsank.
Sie reichte mir aus ihrer ewgen Fülle,
Die Himmlische, den neuen Lebenstrank;
Bis in des Busens tiefgeheimster Stille
Fühlt' ich die Gluth, die göttlich mich durchdrang,
Fühlt' ich, umschlungen von geliebten Armen,
Zu höherm Schlag mein ganzes Herz erwarmen.

Ach! Monden, Jahre sind seitdem entschwunden,
Und öder wards und öder um mich her;
Die einst so fest das engste Band umwunden;

Sie scheidet jetzt' Gebirg' und Strom und Meer.
Die heilge Stäte hab' ich wiederfunden,
Die Tage schwanden ohne Wiederkehr.
Erinnrung spricht zu mir in leisen Tönen;
Ich irr' allein umher mit tiefem Sehnen.

Und trüb' und trüber blick' ich in die Ferne;
Doch keiner Hoffnung Morgenstral erwacht.
Ich traut' auf euch, ihr hellen goldnen Sterne,
Und euch verhüllt die feindlich düstre Nacht.
Wie wandelt' ich in eurem Glanz so gerne!
Wie hing mein Aug' an eurer stillen Pracht!
Ihr schwandet. Hier, am ernsten Scheidewege,
Forsch' ich umsonst, ob sich kein Zeichen rege.

Doch aus des Waldes feierlichen Hallen
Tönts, wie ein fernes Rauschen, an mein Ohr;
Ich hör' es nah und hör' es näher wallen,
Und lauter tönts, ein tausendstimmig Chor.
Aus goldnen Wolken seh' ich Stralen fallen;
Ein seltsam Licht dringt durch die Nacht hervor,
Und ein Gemisch leicht schwebender Gestalten
Scheint sich in buntem Wechsel zu entfalten.

Was tönt mir aus der Felsengrotte Tiefen?
Was rauscht im heilgen Hain, am stillen Bach?
Wer deutet die bewegten Hieroglyphen,
Und spürt dem leisen Sinn der Bilder nach?
O welche Geister, welche Götter riefen
Der Vorwelt ferne Melodieen wach,
Die mich in holdem Taumel, leis' und leise,
Allmächtig ziehn in die geweihten Kreise?

Vom heilgen Krieg, wo fromme Helden ringen
Um des Erlösers hoch verehrtes Grab;
Von süßem Trug, von Amors losen Schlingen,
Und von der Schönheit mächtgem Feenstab;
Von Frauen, Rittern, Zaubrern hör' ich singen;
Bis in den Orkus steigt das Lied hinab,
Um triumphirend aus der Hölle Gründen
Zu Himmelshöhn sich stolz empor zu winden.

Dem muß ein kühnes Herz im Busen schlagen,
Der sich zuerst dem Labyrinth vertraut,
Mit festem Blick und sonder Graun und Zagen
In jene wundervolle Tiefe schaut.

O nur ein Sohn der Götter mag es wagen!
Ihm tönt geordnet der verworrne Laut,
Und hehre Musen, mit geheimer Feier,
Bereiten ihm die liederreiche Leier.

Wer aber wagts, nach ihm, mit leisem Beben,
Sich zu vertraun dem wunderbaren Land?
O edler Geist, wirst du dem Muth vergeben,
Der deine Spur im Stillen nacherfand?
Der deinen schönen Baum mit kühnem Streben
Verpflanzt an seiner Heimath fernen Strand?
Sieh, diesen Kranz entwind' ich seinen Blättern,
Und weih' ihn dankbar dir und deinen Göttern.

Und du, die der Begeistrung ersten Funken
Einst glühend in des Jünglings Seele warf,
Nimm dieses Opfer, das ich, andachtstrunken,
Mit reiner Hand, dir, Göttin, weihen darf!
In deinem Hain, in Ahnungslust versunken,
Fühl' ich der Trennung Pfeile minder scharf.
Du lächelst mir? Schon hebt mein Blick sich dreister:
Ja ewig ist, wie sie, das Band der Geister!

Wohlan, o Freunde, wenn euch im Gewühle
Der lauten Welt kein Labungsort bewußt:
Versammelt euch in dieser Schatten Kühle,
Und horcht dem ernsten Lied in stiller Lust.
Und hebt es euch zu innigerm Gefühle,
So kommt und drückt den Freund an eure Brust,
Und sagt ihm herzlich, mit beredtem Schweigen:
Der Freundschaft Macht kann keine Trennung beugen.

Abschied.

Lächle nicht so hold, Natur,
Ueber Strom und Land!
Schmücke nicht die junge Flur
Mit dem Lenzgewand!

Wehe nicht, o Frühlingsluft,
Mir so liebend zu!
Hemme noch den süßen Duft,
Stilles Veilchen, du!

Ach! mich reisset die Gewalt
Feindlichen Geschicks
Fort vom theuern Aufenthalt
Meines liebsten Glücks.

Glänzte nicht der Freundschaft Bild
Hier im Heiligthum?
Blühte hier nicht, schön und mild,
Mein Elysium,

Als mich ein Gefühl durchdrang
Nie empfundner Lust,
Daß ich stumm und weinend sank
An des Freundes Brust?

Alles, was, mir unbewußt,
In der stillen Fluth
Meiner jugendlichen Brust
Ahnungsvoll geruht:

Jenen wunderbaren Traum,
Ihn begriff mein Herz,
Fühlt' in seinem weiten Raum
Alle Wonn' und Schmerz.

Eine neue, schönre Welt
That sich vor mir auf;
In das unermeßne Feld
Wagt' ich kühn den Lauf.

Wer, der dieses hohe Ziel
Achtet für Gewinn,
Gäbe nicht das bunte Spiel
Dieses Lebens hin?

Gäb' Aeonen nicht von Glück,
Das kein Schmerz entweiht,
Nur um einen Augenblick
Götterseligkeit?

Reisse denn der Fluthen Macht
Von dem theuren Ort,
Wo zum Leben ich erwacht,
In den Strom mich fort!

Reisse mich, vom Sturm erregt,
In die öde Welt,
Wo kein Herz mir liebend schlägt,
Wo kein Freund mich hält:

Ewig schwebt das hohe Bild,
Das mein Herz erkor,
Durch das wechselnde Gefild
Hell und rein mir vor.

Ewig! bis zum dunkeln Strom
Mir die Parze winkt,
Und das luftige Phantom
Meines Lebens sinkt.

Rückkehr.

Wo bin ich? Welche magische Gewalt
Zieht mich zurück in die geweihten Kreise?
In deinen Schooß, du stiller Aufenthalt,
Führt mich zurück die rasche Lebensreise!

Ich grüße dich mit froh erstauntem Blick,
Wie einen Freund nach langer Jahre Trennen,
Und rufe mir dein altes Bild zurück,
Und freue mich noch ganz dich zu erkennen.

Noch hebt sein Haupt so kühn der Fels empor,
Noch schweigt so ernst der Tannen düstrer
Schatten,
Noch drängt so wild der Waldstrom sich hervor,
Und schlingt sich rauschend um die grünen
Matten.

Komm, Freund, tritt mit mir in das Hütt-
chen ein,

Laß uns des kurzen Augenblicks genießen!
Geuß auf die Schwelle diesen heilgen Wein:
Der Freundschaft soll das Erstlingsopfer fließen!

Minuten schweben zwischen Wieg' und Grab,
Zwey Augenblicke nur sind unser eigen;
Komm, wirf die finstern Sorgen muthig ab,
Und laß der Zukunft bange Zweifel schweigen.

Hier naht sich, feindlich störend, kein Geschick;
Es ließ uns frey an der geweihten Schwelle.
Der Jugend heitrer Friede kehrt zurück;
Ein Lethe, rauscht des Baches muntre Welle.

Der frommen Götter stilles Heiligthum
Wagt die Erynnis nimmer zu betreten;
Froh, wie die Seligen Elysium,
Durchwandeln wir die alten Weihestäten.

Wohl uns! Noch konnte nicht den raschen Muth
Der Wirklichkeit zwangvolle Fessel lähmen.

Ich fühle neue heilge Lebensgluth
Mit leichtem Schlag durch alle Pulse strömen.

Die Zukunft sieht mein Aug' in Heiterkeit;
Hinab denn in die Fluthen sonder Zagen!
Noch fühl' ich Kraft, wie es ein Gott gebeut,
Des Lebens Schmerz, des Lebens Lust zu tragen

Ach, wie so manche Lust, so mancher Schmerz.
Ist wunderbar durch diese Brust gezogen!
Unendlich wechselnd schlägt ein Menschenherz;
Uns heben, stürzen bald des Schicksals Wogen.

Nur du, du bleibest, wie du bist, Natur!
Siehst wandellos der Menschen wandelnd Treiben!
Und Dauer gibt auch uns dies Eine nur:
Trotz jedem Wechsel dir getreu zu bleiben!

Sonette.

I.

Ich liebe dich, und darf es dir nicht sagen,
Darfs wagen nicht, die Flammen zu bekennen,
Die tief im Innern meines Herzens brennen,
Mit stiller Gluth an seinem Kerne nagen.

Ich möchte kühn um dich die Arme schlagen,
Vor aller Welt mein Eigenthum dich nennen;
Doch feindlich will des Schicksals Macht uns trennen,
Und mich ergreift unnennbar Weh und Zagen.

Kein Thränenstrom löscht diese wilden Flammen,
Und ach! den Krieg in meiner Brust zu dämpfen,
Such' ich, zu sehr besiegt, umsonst die Waffen.

Vergeblich ists, die Götter zu bekämpfen;
Ich fühls, ich fühls, du bist für mich geschaffen!
Doch welcher Gott führt endlich uns zusammen?

II.

Ich weiß es wohl, hart ists, auf fernen Auen,
Verbannt von der Geliebten, einsam leben,
In ewger, nie gestillter Sehnsucht schweben,
Und keinem Labsal, als im Tod, vertrauen.

Doch weiß ich eins, das mit noch tieferm Grauen
Das Herz ergreift, und, wie des Todes Beben,
Den Busen füllt mit ewgem Widerstreben;
Dies: die Geliebte stets vor Augen schauen.

Sie schaun, und nimmer herzlich sie umfangen,
Und nie: ich liebe dich! ihr sagen dürfen,
Nie einen Kuß auf ihre Lippen drücken;

Wie Tantalus, am Rand des Stromes hangen,
Und nie die heißersehnte Labung schlürfen,
Und nie dem Zweig' die süße Frucht entpflücken.

III.

Mein Auge schweift umher, um dich zu finden;
Dich zu erschaun, das ist sein einzig Hoffen,
Und dennoch bebts, von deinem Blick getroffen,
Zaghaft zurück, und will sich ihm entwinden.

Ich fühle rasch sich eine Gluth entzünden,
Die mich verzehrt; denn wehrlos sind und offen
Mir Brust und Herz. So, zwischen Furcht und Hoffen,
Schweb' ich und beb', und alle Kräfte schwinden.

Und wie die Blume schmachtet auf den Auen,
Die Helios gewaltger Stral verwundet,
Neig' ich das Haupt vor deinem Blicke nieder;

Doch Labung auch kann deinem Aug' entthauen,
Und wie die Blume, kaum benetzt, gesundet,
Hebt mich ein zweiter Blick zum Himmel wieder.

IV.

Am frühen Morgen ist mein erstes Sinnen:
Werd' ich wohl heut die Vielgeliebte schauen?
Und schmeichelnd gibt mir Hoffnung das Vertrauen:
Du wirst, du wirst den süßen Lohn gewinnen.

Doch wie die Stunden nach und nach verrinnen,
Faßt Zweifel mich und Furcht und banges Grauen;

Am Fluß, im Walde streif' ich, auf den Auen,
Rastlos umher, als jagten mich Erinnen.

Und wie ein Reh, das vor des Jägers Pfeile
Voll Schrecken flieht, und endlich vor Ermatten,
Getödtet fast, hinsinkt in seiner Höhle:

So kehr' ich Abends, nach vergebner Eile,
In meiner Hütte freudenleere Schatten
Mit müdem Leib und mit zerrißner Seele.

V.

Der letzte Glanz ist vom Gebirg' entschwunden;
Die Sterne sind am Himmel neu geboren,
Und leise tritt aus ihren dunkeln Thoren
Die Nacht hervor, geführt von holden Stunden.

Du träufelst Balsam in des Schmerzes Wunden!
O sey auch mir zur Trösterin erkoren!
Schon wieder ging ein Tag für mich verloren;
Denn nirgends hab' ich die Geliebte funden.

Komm, holde Nacht, in deinen Schleier hülle
Den, der so oft dir seine Leiden klagte,
Und laß ihm Trost von deinem Fittig thauen;

Send' ihm des Schlummers labungsreiche Stille,
Und, weil der Tag die Wirklichkeit versagte,
Laß ihn das theure Bild im Traume schauen.

VI.

In dunkler Nacht, in einsam stiller Zelle,
Sitz' ich und sinn' ob meinem tiefen Leide.
Wenn bricht sie an, die neue Morgenhelle?
Wenn ruft ein Tag zu längst entwöhnter Freude?

Nein, wende dich hinab, du goldne Quelle
Des heitern Lichts! Du bist es, die ich meide.
Du darfst nicht schaun, was mir den Busen schwelle,
Tod' im Gehirn, und brenn' im Eingeweide.

O zwinge, Herz, die Lippe, nicht zu sprechen;
Denn nimmer darfst du mein Geheimniß zeigen,
Und müßtest du in dieser Stunde brechen.

Es muß mit dir hinab zum Orkus steigen;
Du nennst es Liebe, doch die Welt Verbrechen.
Geduld, mein Herz! Bald wird dirs leicht, zu schweigen.

Reiselied.

Lebt denn wohl, ihr dumpfen Mauern!
Endlich lächelt mir das Glück.
Alles Zagen, alles Trauern
Laß ich fröhlich hier zurück.
Wohl! Ich wandre nun ins Weite,
Frühling lockt mich und Natur;
Meine Cither an der Seite,
Streif' ich rasch durch Thal und Flur.

Immer fröhlich, immer heiter,
Geht sichs leichter durch die Welt.
Morgens wandr' ich wieder weiter,
Bleibe nur, wo mirs gefällt.
Mit der ersten Himmelsröthe
Schallt mein Liedchen durch den Hain,
Und der Nachtigall Gestöre
Lullt mich sanft am Abend ein.

Was bedarf ich vieler Habe?
Wenig nehm' ich mit mir fort;
An dem leichten Wanderstabe
Kommt man leicht von Ort zu Ort.
O ich weiß es, gute Götter
Wachen über mein Geschick!
Heitrer lächelt nach dem Wetter
Der entwölkten Sonne Blick.

Sag', wo soll ich einst dich finden,
Meiner Sehnsucht stilles Thal,
Sicher vor des Nordes Winden,
Sicher vor des Mittags Stral?
Wo in Nachtigallentöne
Ein Gesang der Liebe stimmt,
Und den Wandrer gern die Schöne
In ihr freundlich Hüttchen nimmt.

Erinnerung.

In stillen Phantasieen
Sitz' ich am Wiesenbach,
Und wie die Wellen fliehen,
Fliehn meine Seufzer nach:
Ihr schnell entflohnen Stunden,
Euch find' ich nimmer hier!
Ihr schlugt die tiefen Wunden;
Warum, da ihr verschwunden,
Blieb noch Erinnrung mir?

Ich ruf' euch nur vergebens;
Ihr kehret nie zurück!
Im Lenze meines Lebens
Schwand meines Lebens Glück.
Ihr schnell entflohnen Stunden,
Euch find' ich nimmer hier!
Wohl seyd ihr längst entschwunden;
Doch, ewig fest gebunden,
Bleibt noch Erinnrung mir.

Gondolierlied.

Abends führt' ich in dem Nachen
Meine Schöne blond und schlank;
Doch es ward ihr schwer, zu wachen,
Und ihr holdes Auge sank.
Zwar ich weckte sie bisweilen;
Aber schlummernd blieb sie liegen;
Denn der Barke sanftes Wiegen
Wiegte bald sie wieder ein.

Von Gewölken halb umzogen
Ließ der volle Mond sich sehn,
Und es ruhten alle Wogen,
Und es schwieg der Winde Wehn.
Nur ein leises Lüftchen spielte
Mit der Locken goldner Fülle,
Hob mit zartem Hauch die Hülle
Von des Mädchens Busen weg.

Still von ihrem Reitz befangen,
Stand ich da in trunkner Lust,
Sah das Blühn von Mund und Wangen,
Sah den Glanz der schönen Brust.
Tausend wechselnde Gefühle
Wogten stürmisch mir im Herzen,
Ein Gemisch von Freud' und Schmerzen,
Das ich nicht zu nennen weiß.

An die Römerinnen.

Diese Federn, weiß' und schwarze,
Die eur Haupt so stattlich krönen
Holde, liebevolle Schönen!
Mehren eurer Reitze Macht.
Ja, ihr gleicht, wird jeder sagen,
Stolzen Reihern, prächtgen Pfauen,
Die auf grünen Frühlingsauen
Sich ergehn in eitler Pracht.

In der letzten Faschingsoper
Welch ein Zauber unsern Sinnen!
Diese glich den Sultaninnen,
Jene Chinas Herrscherin.
Nur wer auf den hintern Bänken
Vor den stolzen Federbüschen
Wenig sah, begann zu zischen,
Doch nur unterm Barte hin.

Diese schöne fremde Sitte
Kam zu uns nicht aus Britannien,
Nicht aus Frankreich, nicht aus Spanien,
Nicht aus Persien, noch Peru.
Vom Olymp, ihr Römerinnen,
Schwang mit luftigem Gefieder
Sich Merkur zu euch hernieder,
Führte diesen Schmuck euch zu.

Er erzählt': An allen Festen
Läßt in des Olympos Hallen
Jede Göttin Federn wallen
Auf dem stolzen Lockenbau.
Pallas rupfte selbst die Eule,
Um mit Federn sich zu schmücken,

Sie, mit den bescheidnen Blicken,
Jüngferlich, von Augen blau.

Und Kupidos schöne Mutter
Rupfte nicht nur ihre Tauben,
Nein! sie hat, ihr mögt es glauben,
Mavors Helmbusch selbst geraubt.
So auch Jupiters Gemahlin,
Sie, die Königin der Frauen,
Schmückte mit dem Schweif der Pfauen
Ihr erhabnes Götterhaupt.

Billig, holde Tibertöchter,
Billig reitzt euch das Verlangen,
Götterfrauen gleich zu prangen,
Mit der Federn stolzer Pracht.
Aber hinter jener Ulme
Seh' ich, frechen Hohn im Blicke,
Einen Satyr, der, voll Tücke,
Also spottend eurer lacht:

Diese Federn, holde Damen,
Die auf eurem Haupt sich wiegen,
Fliegen freilich; doch es fliegen

Eure Köpfchen weiter noch.
Federn sinds nicht stolzer Pfauen,
Auch der Tauben nicht, der scheuen:
Federn sind es eurer Treuen;
Rupfet ihr sie täglich doch!

End', o Satyr voller Tücke,
Solch ein frevelhaft Beginnen!
Beyspiel sind die Römerinnen
Aechter Sitt' und edler Scheu.
Ja, es wallt in ihrem Busen
Noch Lukreziens alter Adel;
Herz, und Geist sind ohne Tadel,
Sind voll Zärtlichkeit und Treu.

Anmerkungen.

Phaëthon.

Der Dichter hat sich die gewiß dankbare Mühe gegeben, dieses Gedicht, das zuerst in Schillers Musenalmanach 1798 erschien, für die lyrische Anthologie völlig umzuarbeiten.

Stanzen.

Um den Hauptgedanken dieser musterhaft versifizirten Stanzen richtig zu fassen, muß der Leser sich erinnern, daß Herr Gries sie seiner Verdeutschung von Tassos befreitem Jerusalem als Zueignung vorsetzte.

184.

Amalia von Imhof.

Geboren 1776 zu Weimar. Verheirathete sich 1803, als Hofdame der regierenden Herzogin von Sachsen-Weimar, mit dem königlich-schwedischen Obersten von Helwig, und lebt seitdem zu Stockholm.

Die Mode.

Ueber die sterblichen Menschen, von einem Pole zum andern,
Waltet die Mode, und weit dehnt sich ihr mächtiges Reich.
Oefters schwinget die Hand despotisch den ehernen Zepter;
Oft auch neiget sie sanft rosenumwunden den Stab.
Nur wie's wohl ihr gefällt, und wie's zur Stund' ihr gelüstet,
Schwingt sie bald grazienhaft, bald auch als Kette das Band
Um die gehorchende Welt; denn, seit Asträa den Erdball
Floh, beherrscht ihn die Mod' an der Unsterblichen Statt.
Wechselnd und ohne Bestand sind ihrer Willkür Gesetze,

Welche nach Laune doch oft, auch was veraltet, erneut;
Hier zum milderen Süd den rauhen Norden verwandelt,
Dort in dem südlichen Land Nordens Gebräuche gebeut.
Lange beherrschte sie streng mein Vaterland, traurige Bande
Fesselten es, sie bestritt freundlich die schöne Natur.
Sie verhüllte die Locken der Jungfrau mit lästigem Zierrath,
Zwang, mit entstellender Kunst, aufwärts das Haar sich zu drehn;
Barg in dem weiten Gerüste der Hüften liebliche Schlankheit,
Hemmte den Grazienganz und den geflügelten Schritt.
Dicht gefaltet und eng, in neidisch bergender Fülle,
Rauschte des schweren Gewands Bürde den Rücken hinab.
Dennoch beugte die Schönheit mit folgsam geschmeidigem Nacken

(Besseres kannte sie nicht) sich dem tyrannischen Joch.
Aber wie schnell hat sich rings nun alles gewendet' Die Göttin
Bildet in attische Fraun jetzt ihre Dienenden um.
Freundlich reichet sie ihnen die zarten weissen Gewänder.
Reicht das goldne Band wallenden Locken zum Schmuck.
Nehmet, blühende Mädchen, so spricht sie, die schöneren Gaben
Aus der Gebieterin Hand, welche die Treue belohnt.
Schauet die reitzende Tracht! Sie zierte Griechenlands Jungfraun,
Die auch auf meinem Altar liebliche Opfer gestreut.
Lange prüft' ich euch schon; ihr folgtet mit blindem Gehorsam
Selbst dem verkehrten Befehl, war es Gebot nur von mir.
Aber hinfort soll euch nicht die blinde Laune gebieten;

Friedlich herrsch' ich zugleich nun mit der holden Natur.
Schöner erscheine durch mich dem Liebenden nun die Geliebte,
Sittsam mit einfachem Reitz, in dem bescheidnen Gewand,
Wie vor der Jünglinge Blick, in Hellas blühenden Thälern,
Himmlischer Grazie voll, jegliche Jungfrau erschien,
Lieb' und freudiges Staunen im Busen erregend. Die Mode
Sprach es, und eilend ergriff jede das schöne Geschenk.
Aber, wars ein Versehn der sorglos tändelnden Göttin,
Welche mit flüchtigem Fuß rastlos den Erdball umschweift,
War es sträflicher Muthwill der Gauklerin, daß sie beim Geben
Nur der griechischen Fraun züchtigen Schleier vergaß?

Freuden der Gegenwart.

Lasset die rosenumkränzeten Stunden
Bei den ätherischen Schwingen uns fassen,
Schnell, wie vorüber die Eilenden fliehn.
Wenn wir sie lässig entschlüpfen uns lassen,
Sind auch auf immer die Holden verschwunden,
Welche sich zürnend dem Trägen entziehn.
Haschet im Fluge den Augenblick!
Freunde, er kehret euch nimmer zurück!

Lasset, vergönnt uns Apollon die Leier,
Heiter sie immer und fröhlich ertönen!
Freuden der Gegenwart singen sie nur;
Diese nur kann mit dem Schicksal versöhnen:
Denn um das Künftige wallet ein Schleier,
Und es verweht der Vergangenheit Spur.
Haschet im Fluge den Augenblick!
Freunde, er kehret euch nimmer zurück!

Lasset den Leidenden tröstend sich sagen:
„Zukunft, die ferne, nur krönet mein Hoffen;
Freundliches Hoffen besänftigt den Schmerz.“
Jedem Geschenke der Gegenwart offen,
Jeglicher Freude mit zitterndem Schlagen
Bebe das leise bewegliche Herz.
Haschet im Fluge den Augenblick!
Freunde, er kehret euch nimmer zurück!

Aber, o laßt uns den Becher der Freuden
Immer mit mäßiger Lippe berühren;
Wenn ihn die Hore, die Freundliche, reicht;
Nie im Genusse sich selbst zu verlieren,
Und in den Armen des Glückes bescheiden,
Weise zu bleiben, ist wenigen leicht.
Bringe den fliehenden Augenblick
Nimmer die quälende Reue zurück!

Die Verwandlung.

An Daphne.

Als noch das Flügelkleid dich, liebliche Daphne, umwallte,
Damals zogst du ein Heer williger Sklaven dir auf.
Wenn in der kindischen Hand, die Amor mit Grübchen besäte,
Futter tragend und Trank, du das Gegitter betratst,
Eilte der Zöglinge Schar mit frohem Flug dir entgegen,
Raubte die süßere Kost aus alabasterner Hand;
Jubelnd begrüßten sie dich mit ihrem schmetternden Liede,
Und es erhoben sich dir brütende Weibchen vom Nest.
Alle vergassen, daß du den Kerker ihnen bereitet,

Wenn dein zierlicher Fuß über die Schwel-
le nun glitt.
Und du wähnest sie frei, die gelbgefiederten
Kleinen,
Seit dich dem heimischen Herd Amor und
Hymen entführt?
Reitzende Daphne, du irrst! Was je zu Skla-
ven du wähltest,
Löset die Fessel sich nie, die es dir eigen
gemacht.
Aber es wandelt' ein Gott, dem alle Götter
gehorchen,
Zu Amorinen sie um, dir nun zum Dienste
geweiht.
Hunderte ringeln dein Haar, in deinen glän-
zenden Locken
Birgt sich mancher, und hüpft auf der geho-
benen Brust;
Andre umspielen die Hand; die Falten des
leichten Gewandes
Schlingt um die Wette die Schar dir um
die schlanke Gestalt.
Flatternd, doch stets dir getreu, um immer
bei dir zu verweilen,

Haben die Flügelchen sie selber sich willig gekürzt.
Gaukelnd umschweben sie dich im magischen Kreis', und es weichet
Nimmer, Geliebte, von dir fürder die dienende Schar,
Dir nun heilige Wächter! Die glänzende Fittige wehren
Jedem entweihenden Hauch, der sich dir frevelnd genaht;
Hier dem entstellenden Gram, mit bleicher und bebender Lippe,
Der mit der zuckenden Hand grausam die Sterblichen faßt,
Dort der mänadischen Lust; sie schwingt berauschet den Thyrsus,
Reisset im schwindelnden Kreis, wen sie ergreifet, dahin!
Dich nur bewahren vor beiden, o Daphne, die kleinen Getreuen,
Halten zum schönen Geleit stets dir die Grazien fest.

Die Geister des Sees.

Dumpf rauschts vom hohen Wogenstrand
Aus steile Felsengestade,
Und grau, wie der Geister wehend Gewand,
Webt dichter Nebel sich übers Land,
Und hüllt die dämmernden Pfade.
Die herbstlichen Lüfte säuseln.
Es steigt im linden Kräuseln
Die blaue Welle des Sees;
Aus Wolken die Sterne blinken,
Und langsam wogen und sinken
Die silbernen Flocken des Schnees.

Und in der Nacht, die still und kalt
Um Ullins Hügel sich breitet,
Am Ufer, das dunkel die Fluth umwallt,
Da wankt und irrt eine holde Gestalt,
Von banger Liebe geleitet.
Die seidnen Locken wehen,

Sie eilt mit ängstlichem Spähen
Scheu zu dem nächtlichen Hain;
Laut ruft sie mit wildem Blicke,
Dumpf kehrt die Stimm' ihr zurücke,
Die Winde nur ächzen darein.

Was irrt Allona so spät im Reif
Von Ullins einsamen Auen?
Ihr leuchtet nur ferne der Purpurstreif
Des hellen Nordlichts mit breitem Schweif;
Es stralet ahnendes Grauen.
Sie sucht im röthlichen Scheine
Kathullin, den Jäger der Haine,
Den Sohn der schattigen Höhn;
Zwei Nächte sah sie vom Stamme
Bemooster Eichen die Flamme
In einsamer Halle verwehn.

Und an der jähen Felsenwand
Wo seufzende Wellen sich schlagen,
Da faßt es ihr flatternd weißes Gewand,
Da schmiegts sich schmeichelnd an ihre Hand
Mit leise winselnden Klagen.
„Bist du es, Luath, der Treue?

Jagt nicht Kathullin das scheue
Dem Pfeil entfliehende Reh?
Verließ er des Waldes Pfade,
Umirrend die Felsgestade
Vom nebelerzeugenden See?"

„Ach! nie jagt er fortan das Reh;
Nie kehrt er auf schnaubendem Rosse!
Es rauscht mir so traurig der dunkle See,
Und jede Welle, sie seufzet Weh!
Laut winselt der treue Genosse;
Stets auf der Jagd und im Streite
Blieb er dem Gebieter zur Seite.
Jetzt liegt er am Ufer allein!
Verkündets; nächtliche Lüfte!
Umfangen die feuchten Grüfte
Des Jünglings erstarrtes Gebein?"

Da rauscht die Luft; ein Sturm erhebt
Dem See die schäumenden Wogen,
Und bleich, aus dem Dufte der Nacht gewebt,
Schwankt still ein Dunstbild empor, und schwebt,
Vom Sturm ans Ufer gezogen.
Die hohe, Gestalterreichet

Die Nebelwolke, die weichet;
Tief senket, ungespannt,
Blaß, wie aus neblichter Ferne
Der silberne Glanz der Sterne,
Den Bogen die luftige Hand.

Mild ist und ernst sein Angesicht,
Er neiget es liebend nieder,
Und leise, wie Abendsäuseln, er spricht:
„Mit Beute der Jagden kehr' ich nicht
Zur Flamme des Herdes wieder.
Mich lockt' aus dem schützenden Haine
Hervor im Nebelscheine
Das eilend flüchtige Reh.
Ein Duft barg Ufer und Wogen;
Da sank ich, vom Schimmer betrogen,
Hinab in den schweigenden See."

Mit Liebesarm Allona strebt
Die theure Gestalt zu fassen,
Die, bleich vom Schleyer der Nacht umwebt,
Sich scheidend höher und höher hebt;
Sie sieht sie im Duft erblassen.
Dann faßt sie nächtliches Grausen:

Es rauscht mit dumpfem Brausen
Um sie des Sturmwinds Wuth;
Ihr schwinden die matten Sinnen.
Da reißt sies wirbelnd von hinnen
Hinab in die tosende Fluth.

Und wenn es rauscht vom Wogenstrand
Ans steile Felsengestade,
Und grauer Nebel, wie Geistesgewand,
Sich dichter webt ums weite Land,
Verhüllend die öden Pfade,
Dann sieht man die Wellen sich kräuseln;
Es schweben, mit lindem Säuseln,
Herab, wie Flocken des Schnees,
Zwey Geister mit schwachem Blinken,
Sie wanken, wogen und sinken
Vereint in die Grüfte des Sees.

Der verlorene Maytag.

Aus dem Reich der schönen Thetis
Steigt der goldgelockte Phöbus,
Um an ihrem schönsten Feste
Mild die Erde zu beleuchten.
Stolzer heftet er die Spangen
Seines weiten Stralenmantels
Auf der hohen Brust zusammen.
Lächelnd führen jetzt die Nymphen
An des Wagens goldne Deichsel
Jene stolzen Sonnenrosse,
Die den eitlen Sohn des Gottes
In ein frühes Grab geschlendert.
Aber ohne Sträuben folgen
Sie dem wohlbekannten Rufe,
Und die Nymphen werfen scherzend
Ueber sie die Purpurzügel.
Leis' eröffnet nun Aurora

Ihre Kammer, wo sie einsam
Ueber Tithons graue Locken,
Ueber ihren Wunsch getrauert.
Da des Vielgeliebten Leben
Sie zu seiner Qual verlängert;
Sie entfaltet dort im Osten
Ihren safrangelben Schleier;
Hesper, den sie bald verdunkelt,
Leuchtet mit der Silberfackel
Noch durch graue Morgenwolken.

Aber jetzo naht sich Phöbus:
Von des Gottes Antlitz stralet
Ew'ges Licht und ew'ge Klarheit;
Seine Flammenrosse schimmern;
Aus des goldnen Wagens Rädern
Stäuben reine Feuerfunken;
Nacht und Schrecken fliehn urplötzlich
In den dunkeln Schooß des Orkus.
Rings umscherzt von junger Horen
Lieblichbuntem Wonnekreise,
Steigt nun Phöbus in die Lüfte:

Doch mit einmahl hüllt Aurorens
Lichten Schleier grau Gewölk' ein,

Löscht

Löscht des kleinen Hespers Fackel,
Und entwälzt sich immer dichter
Unter Phöbus stolze Rosse,
Die voll Trotz die Flammenhufe
In die feuchten Wolken schlagen.
Von den Feuermähnen schütteln
Sie mit Iris bunten Farben
Tausend zarte Regentropfen,
Daß der Horen seidne Flechten,
Daß die goldnen Ringellocken,
Sonst ein Spiel der Morgenwinde,
Jetzt von kaltem Thaue träufelnd
Um die Marmornacken sinken.
Phöbus! ruft der Kreis der Mädchen,
Wende dein Gespann! Es netzet
Dieser schwere Duft der Erde
Uns die Schläfe, uns die Sohlen!
Doch mit sanftem Ernst erwiedert
Drauf der schöne Gott des Tages:
Folgt nur immer, holde Stunden!
Denn der ewighohe Vater
Will, daß ungesehn ich heute
Ueber diesem Thale schwebe,

Die verkehrten Menschen strafend,
Die auf schimmernden Altären
Eiteln, thörichten Gebräuchen
Ihre schönsten Freuden opfern.
Statt an meinem heitern Feuer
Ihr erkaltet Herz zu wärmen,
Statt der Herrlichkeit Aurorens
Sich zu freun im Frühlingsthale,
Fesseln sie mit goldnen Ketten
An des feilen Plutus Wagen
Heute Kraft und Sinn und Wünsche.
Statt im hochgewölbten Tempel
Jenes feierlichen Haines
Heut' auf grünenden Altären
Freudenopfer darzubringen,
Und des muntern Waldorchesters
Jubelhymnen froh zu horchen,
Zählen in geschmückten Zimmern,
Geldgier in den stieren Blicken,
Aengstlich sie gemalte Blätter!
Unglückselige Geschlechter!
Selbst in Tempes Götterfluren
Und im Hain der Hesperiden
Würdet ihr nach Karten greifen!

Doch wer wandelt wohl dort unten,
Stürmen trotzend und dem Regen?
Zwischen feuchtem Moose pflücket
Er bedächtlich jetzt Violen,
Wie die Mädchen sie den Wiesen
Nur an schönen Morgen rauben,
Und die schweren Regentropfen
Aus den kleinen Kelchen schüttelnd,
Trillert ruhig er ein Liedchen.
Ha! nun kenn' ich ihn! Ein Liebling
Ist er der neun holden Schwestern,
Und zu meinem Heiligthume
Kam er oft bescheidend flehend.
Für das Fest der trauten Freundin,
Die indeß im Thale wandelt,
Pflückt' er auf der Höh die Blumen.
Ihm, der die Natur verehret,
Und der Musen holde Gaben,
Soll der steile Pfad des Ruhmes
Als ein Rosenweg erscheinen,
Und am Ziele soll der Lorber
Aus der Musen heilgen Händen
Ihm die heitre Stirne krönen!

Der Abschied.

Dicht wob der Linde grünes Dach
Den Schatten um mich her;
Es wallte silberklar der Bach
Vom schilfumkränzten Wehr;
Mit dunklem Purpurlicht umgoß
Das Abendroth den Hain,
Und rosig in der Quelle floß
Der zarte Wiederschein.

Und wie die Welle sank und schwoll,
So hob mir unbewußt
Sich schmerzlich jetzt und ahnungsvoll
Die tiefbewegte Brust.
Vom duftenden Gesträuch des Mais,
In Silberflor gehüllt,
Brach ich manch blüthenvolles Reis,
Geschiedner Freuden Bild.

Und, wie im Traume, schuf die Hand
Ein blühendes Gewind';
Es schien der Freude lächelnd Pfand,
Und war der Wehmuth Kind.
So ging ich durch den Lindengang,
Der still und einsam war;
Das blühende Gewinde schlang
Ich um den Felsaltar.

Den zarten Wesen war der Kranz
Mit frommem Dank geweiht,
Die nächtlich hier der luftge Tanz
Im Abendthau erfreut,
Ihr Nymphen, die ihr diesem Quell,
Wie Frühlingsblüthen leicht,
Und wie des Mondes Stralen hell,
Im Dämmerlicht entsteigt:

Wenn ihr, umwallt von süßem Duft,
Um diese Pappeln schwebt,
So gönnet mir, daß durch die Luft
Zugleich mein Name bebt.
Ich sprachs, und eine Welle schwoll

Am Ufer hoch empor,
Und aus der Fluth stieg anmuthsvoll
Die Nymphe mir hervor.

Der Zephyr küßt' ihr goldnes Haar,
Ihr bläuliches Gewand;
Leicht schwebte sie zum Felsaltar,
An dem ich bebend stand.
Mild stralt ihr glänzend Angesicht;
Ihr feuchtes Auge winkt
Gewährung; doch sie redet nicht,
Sie seufzet, und versinkt.

An Eros.

Grausam übst du die Macht über Götter und Menschen, o Eros!
Kein Gesetz ist dir heilig; du überschreitest nach Willkür

Kühn die Schranken der Pflicht, die streng den Menschen gebietet.
Frevelnd versendest den Pfeil du, den leicht-beschwingten, vom goldnen
Bogen, wie dirs gelüstet. Der sittlichen alten Gewohnheit
Achtest du nicht, und zerreissest die himmlischen Bande der Freundschaft.
In der Jünglinge Brust, in den reinen Busen der Jungfraun
Gießest du lodernde Gluthen, der Liebe schmerzliche Sorgen
Und die bittere Qual des Vorwurfs beiden bereitend.
Keiner ist je dir entronnen, und sicher wähnt oft sich noch mancher,
Dem dein verderblicher Pfeil schon tief in den Busen sich senkte.
Scheust du sogar dich doch nicht, den Wolken-versammler Kronion,
Lieb' in der göttlichen Brust ihm entflammend, vom hohen Olympos
Schmeichelnd oft herab zu ziehn in der Sterblichen Wohnung.

Ja, in wild umgreifendem Frevel schonest du selber
Nicht der lächelnden Mutter, der mirtenbekränzten Dione.
Aber allein geschützt vor dir und deinem Geschosse
Sind Mnemosynes Töchter, die lieblich redenden Musen,
Sie, die kundig des Lieds, und kundig der tönenden Leyer,
Thaten der Menschen singen, so wie der unsterblichen Götter,
Welche die Liebe bethört; doch sie beschützt des Gesanges
Zauber; den Busen bewegt allein der liebliche Wohllaut.

Die Jungfrau des Schlosses.

Ballade.

Vor grauen Jahrhunderten stand
Auf tannenumgürteten Höhen
(Noch sind ihre Mauern zu sehen)
Eine Burg im sächsischen Land.
Dort hauste Graf Erich, ein Mann
Tyrannisch in Sitten und Rede;
Gar oft weht' in blutiger Fehde
Sein drohendes Banner voran.

Jetzt hatt' ihn das Alter erreicht;
Es glänzten, vom Winter der Jahre
Bereift, schon die bräunlichen Haare
Des Ritters, zu Silber gebleicht.
Doch blieb er stets trotzig und wild,
Ein harter Gebieter; ihm bebten

Die Diener und Knappen, und lebten
Mit ängstlichem Grauen erfüllt.

Nur Bertha erzitterte nie,
Wenn rauh sie der Vater bedräute;
Nie zittert die Unschuld! Auch scheute
Der Nimmerbezähmte nur sie.
Oft hielt sie mit bittendem Blick
Den Stahl, den der Wüthende schwenkte,
Die Diener zu würgen, und senkte
Ihn sanft in die Scheide zurück.

Kaum sah sie zum funfzehntenmal
Die Wipfel der Tannen beschneiet,
Und wieder ergrünt und erneuet
Die schwankenden Erlen im Thal:
Doch pflegte mit holder Geduld
Des mürrischen Vaters sie stille;
Ihr höchstes Gesetz war sein Wille,
Ihr einziger Wunsch seine Huld.

Einst da sie, dem Vater, beym Stral
Der rosig erwachenden Frühe,
Mit liebend geschäftiger Mühe

Gefüllt den gewohnten Pokal,
Da lockt der melodische Chor
Des Hains, und die glänzende Bläue
Des Aethers hinunter die Scheue
Zum niedrigen Pförtchen am Thor.

Sie athmet in trunkener Lust
Des Morgens balsamische Düfte;
Sanft heben ihr schmeichelnde Lüfte
Die Locken von Wangen und Brust.
Und wie sie noch weilet, erblickt
Sie unter dem schirmenden Dache
Der Lind' einen Jäger am Bache,
Mit blühender Jugend geschmückt.

Still schmiegt sich ein stattlicher Hund
Dem ruhenden Jüngling zur Seite;
Ihm liegt mit der Armbrust die Beute
Der Jagd auf dem thauigen Grund.
Sie bleibt mit gefesseltem Blick,
Mit zweifelndem Tritte, noch stehen.
Schnell heißt sie die Schüchternheit gehen;
Fest hält sie die Neugier zurück.

Sie naht sich dem Fremdling, und spricht:
So früh schon, Herr Ritter, vergnüget
Die Jagd euch? Denn sicher, es trüget
Dies adliche Ansehn mich nicht!
Wohl habt ihr als Gast schon, geehrt,
Im hohen gewölbeten Saale
Des Vaters, beim festlichen Mahle,
Den silbernen Becher geleert!

Nur mir seyd ihr noch nicht bekannt;
Es hält aus der fröhlichen Mitte
Der Männer die strengere Sitte
Uns schüchterne Frauen verbannt;
Doch nehmt diesen Frühtrunk, fürwahr,
Ihr habt der Erquickung vonnöthen!
Hier beut sie, mit keuschem Erröthen,
Den schwankenden Becher ihm dar.

Und, ach! mit dem Weine durchdringt
Der Liebe verzehrendes Feuer
Den Jüngling! Wie zahlt er so theuer
Ein Labsal, das Mitleid ihm bringt!
O Mädchen! du wähnst, es sey Wein,

Der süß den Ermatteten tränkte?
Sprach feurig der Jüngling; ihm senkte
Zum Herzen sich glühende Pein!

Ich schlürft' aus dem Becher nur Schmerz,
Der dumpf um die Sinne sich windet;
Gekühlt ist der Gaum; doch entzündet
Mit ewiger Flamme mein Herz!
Doch, wehe! dein zürnender Blick
Verdammt mich! O Jungfrau, verzeihe!
Schon folgt dem Vergehen die Reue;
Doch nehm' ich es nimmer zurück.

Mein Nam' ist von Wart, und es lag
In Schwaben die Burg meiner Väter;
Doch, ach! es befleckt' ein Verräther
Den rühmlichen Namen mit Schmach!
Er ist der Verfolgungen Ziel,
Seit ehrlos ihn Rudolph getragen,
Und Albert, der Kaiser, erschlagen
Durch bübischen Meuchelmord, fiel.

Auch uns traf die Rache; wir flohn.
Es birgt, in der dichtesten Mitte

Des Waldes, die ärmlichste Hütte
Seit Monden die Irrenden schon.
Dort schwinden so einsam und bang
Dem jammernden Vater die Tage,
Indeß ich die Forsten durchjage,
Den Rücken des Berges entlang.

Wohl fühl' ichs, daß arm und verbannt,
Geächtet, ein Flüchtling ich schleiche;
Schon eil' ich von hinnen; doch reiche
Verzeihend mir liebreich die Hand.
Nie mehr soll dein zürnender Blick,
O Schönste, dem Allzuverwegnen
Im Schatten der Linde begegnen;
Doch denk' an den Armen zurück!

Und Blässe des Todes umschwebt
Jetzt plötzlich des Scheidenden Wange,
Indeß noch mit schmerzlichem Drange
Der Busen des Mädchens sich hebt.
Sie ist sich nichts weiter bewußt;
Besiegt vom allmächtigen Triebe,

Umfangen vom Zauber der Liebe,
Sinkt glühend sie ihm an die Brust.

Er ist der Verbannte nicht mehr;
Umschlungen vom Arme der Holden
Stralt wieder die Sonn' ihm so golden!
Verwandelt scheint rings um ihn her
Zur freundlichen Heimath die Flur,
Wo jüngst er ein Fremdling sich glaubte;
Es gibt, was das Schicksal ihm raubte,
Verschönert ihm Lieb' und Natur.

Und jeglicher Morgen erneut
Mit süßem Geheimniß die Wonne
Der Liebenden, eh noch die Sonne
Die hüllenden Nebel zerstreut,
Eh zitternd am dunkleren Blau
Die Schimmer der Sterne verglimmen,
Und fröhlich den Morgen die Stimmen
Des Waldes verkünden der Au.

Es hört nicht der Stürme Geheul,
Es fühlt nicht den stürzenden Regen
Der Jüngling; den Fluthen entgegen

Erklimmt er mit liebender Eil
Im Sommer und Winter die Höh,
Und bahnt auf der fährlichen Reise
Sich Pfad auf betrüglichem Eise,
Und Wege durch spurlosen Schnee.

Stets harret die Liebende sein;
Sie läßt ihn mit holdem Erbarmen
Am klopfenden Busen erwarmen,
Und reicht ihm den purpurnen Wein.
Im Schutze des nemlichen Baums,
Wo beyde zuerst sich gefunden,
Verträumen sie selig die Stunden
Des kurzen beglückenden Traums.

Doch einst, da zur Pforte sie schleicht,
Naht plötzlich gerüstet zum Jagen
Der Vater; es sieht ihn mit Zagen
Die Tochter; sie wankt und erbleicht.
Streng fragt er: „Wie trägst du den Wein
Zur Pforte? „Er war einem Müden,
Entgegnet sie stammelnd, beschieden;
Vom Söller gewahret' ich sein.

Schnell öffnet er zweifelnd das Thor;
Da eilt, von den nahenden Tritten
Getäuscht, mit geflügelten Schritten
Der harrende Jüngling hervor.
Und stolz ruft Graf Erich ihn an:
Wer bist du, um frevelnd zu wagen,
Dies fremde Geheg zu durchjagen?
Wer zeigte dem Knaben die Bahn?

Doch als mit erbittertem Muth
Der trotzige Ritter sich nannte,
Wie Stralen des Wetters entbrannte
Da furchtbar des Grausamen Wuth:
Wie, schnaubt er, entfloh dieser Brut
Noch Einer der himmlischen Rache?
So führe mein Schwert ihre Sache!
Ihr fließe zum Opfer dein Blut!

Ha! ruft, von Verachtung entglüht,
Der andre, die fremden Verbrechen
Am schuldlosen Flüchtling zu rächen,
Bist grausam du jetzt noch bemüht?
So spricht er, indeß er mit Fleiß

Die stürmenden Streiche noch wehret;
Sanft schont er des Wüthrichs, und ehret
In ihm noch den Vater und Greis.

Und plötzlich, mit flehendem Blick,
Stürzt Bertha sich zwischen die Streiter;
Bang faßt sie den Vater: Nicht weiter!
O haltet die Streiche zurück!
Vergönnt mir, daß, eh noch der Stahl
In schuldlosem Blute sich färbe,
Durch ihn die Verbrecherin sterbe!
Der Jüngling, er ist mein Gemahl!

Und schäumend und schrecklicher schwingt
Der Alte sein Schwert; das Erbarmen
Entflieht, da mit bebenden Armen
Die Tochter den Jüngling umschlingt.
Doch, ach! den Geliebten beschützt
Vergebens mit männlichem Muthe
Die Treue; sie sinket, vom Blute
Des sterbenden Gatten bespritzt.

Und als sie zum Leben erwacht,
(Schon trug man das Opfer von hinnen)

Da hüllt die zerrütteten Sinnen
Der Wahnsinn in tröstende Nacht.
Sie wandelt im wachenden Traum
Noch täglich bei dämmernder Helle,
Hinaus zu der blutigen Stelle,
Und ruht an dem schirmenden Baum.

Stets bringt den Pokal sie hieher,
Und harret des Wiedersehns Stunde;
Dann flüstert, mit lächelndem Munde,
Die Arme: Ihn dürstet nicht mehr!
Starr blickt sie ins grünende Moos,
Mit zögernden Händen, und gießet
Den Wein auf die Erde; da fließet
Die lindernde Zähr' in den Schooß.

Und nimmer, mit stärkender Macht,
Erquickt sie der tröstende Schlummer;
Wild scheucht der unendliche Kummer
Den holden Gefährten der Nacht.
Sie wendet das bleiche Gesicht,
Wenn Mitleid die Nahrung ihr bietet,
Und stirbt, wie von Stürmen umwüthet
Die glänzende Lilie bricht.

Noch schweifet ihr Geist in dem Schein
Der Dämmrung; man sieht durch die Ranken
Des wildernden Epheus ihn wanken
Am grauen bemoosten Gestein.
Hell schimmert das weisse Gewand
Beim ersten verkündenden Strale
Des Morgens: Sie wird in dem Thale
Die Jungfrau des Schlosses genannt.

185.

Justine Wilhelmine von Krufft.

Geboren 1777 zu Wien, wo sie auch lebt, und wo ihr Vater, der einen bedeutenden Antheil an dem Justinus Febronius seines Oheims, des berühmten Weihbischofs von Hontheim, hatte, schon vor mehreren Jahren, als k. k. Hofrath in der Staatskanzley verstarb.

Klage.

Senken muß ich den Blick, und bergen die fallende Thräne,
Weil die Menschen mich nicht, weil sie mich nimmer verstehn!
Ach! nur Schonung zu hoffen, wie muß ich meines Gefühles
Feuerströme zurück drängen ins pochende Herz!
Grausam wecken sie mich aus meinen beglückendsten Träumen;
Hören muß ich dafür, was mich nicht kümmert, nicht freut;
Von Bonapartes Siegen, von Maltas Verlust, von der Franken
Alleszerstörendem Plan, oder vom letzten Edikt;
Von Ukasen der Mode, von weiland goldenen Zeit.

Oder was Gleichgewicht Göttin Politika wähnt.
„Schwärmerin!" schelten sie mich. O laßt mir doch meinen geliebten
Mich umgaukelnden Kreis einer erdichteten Welt!
Sehet! sie schweben mir vor die Ideale des Geistes,
Bald in der Wehmuth Gewand, Thränen im lächelnden Blick,
Bald in der Hoffnung blühendem Kranze, bald von der Erinnrung
Magischem Lichte verschönt, mild, wie das westliche Roth;
Geister verklungener Töne von himmelreinen Akkorden
Flüstern, bei Cynthias Glanz, schauerlich süßen Gesang;
Geister von Blumen, die blühten, von Blumen, die sanken und starben,
Athmen ätherischen Duft, welchen kein Zephyr entführt.

Lächelt, ihr kalten Menschen, und spottet nur
über die Täuschung;
Ach! sie ist mir so werth, weil sie allein
mich beglückt!
Höret mein herzliches Flehn: O laß mich träu-
men und dichten!
Gönn' ich doch allen so gern, was sie bese-
ligt und freut!

An die Sonne.

Sonne! dein harrt mein Liebling; Eos öffnet
Ihm den glänzenden Blick, dich zu begrüßen;
Und du winkst, und Glorie füllt die Gegend,
Wonne das Herz ihm.

Aber es gilt dein Wink den Wesen allen,
Und du kannst ihm allein nicht Wonne
geben;
Ihm allein, o Herrliche, kann ich lächeln;
Seliger bin ich!

Der Verlassene.

In der menschenleeren Wüste,
Wo kein Pilger jemals büßte,
Wo kein Stral der Rettung schien,
Sank Fernando weinend nieder,
Graun durchfuhr des Jünglings Glieder,
Und Verzweiflung seinen Sinn.

„Ha! warum es länger dulden?
Zufall! ohne mein Verschulden
Hast du mich hieher gelockt!
Und was hindert mich zu enden?
Nichts kann ringsum Labsal spenden
Jede Freudenquelle stockt!“

„Ja! mir ist, als ob es riefe:
In des Wogenstrudels Tiefe
Trinkst du Kühlung aller Pein!“
Und er eilte, von dem grauen

Felsenkap ins Meer zu schauen,
Stand, und sehnte sich hinein.

Und schon rief der menschenleeren
Wüstenei mit heissen Zähren
Er ein banges Lebewohl,
Als auf einmal in die seine,
Aus den Klüften eine reine
Gleiche Trauerstimme scholl.

Denn die milden Götter riefen
Echo aus den Felsentiefen;
Sie versüßte sein Geschick.
Aus den herzverwandten Tönen
Quoll ihm Lindrung für sein Sehnen,
Und die Klage ward sein Glück.

Viele und Einer.

Viele halten wir werth; doch Einer nur
ist uns der Liebste.
Füllt nicht der Eine das Herz, wird es
wohl nimmer erfüllt!
Wo der Eine mangelt, da sind auch die Vie-
len zu wenig;
Nur wo der Eine sich zeigt, scheint uns
lebendig die Welt.
Unverständlich braust durcheinander die Stim-
me der Vielen;
Ein vernehmlicher Laut tönt aus dem dum-
pfen Gewirr.
Dämmernd in wankendem Lichte bewegt sich
die wühlende Menge;
Aber den Einen erhellt immer ein freund-
licher Stral.
Hat auch Mängel der Eine, wir sehn sie nur
an den Vielen;

Doch ihre Tugenden sehn wir an dem Einen allein.

Das Hüttchen am Flusse.

Wo des Flusses Wellen glänzen,
Steht ein Hüttchen, das mit Grün
Schlanke Pappeln friedlich kränzen,
Und des Flußes Wellen gleiten,
Und die hohen Bäume leiten
Still zum nahen Dörfchen hin.

Blühende Gewinde prangen,
Wo ein Ast sich tiefer beugt,
Und mit flammendrothen Wangen
Kommt ein Mädchen aus der Hütte,
Eiligfroh, mit raschem Schritte,
Immer, wenn der Tag sich neigt.

Sie durchfliegt der Bäume Reihen,
Daß sich aufgelöst umher

Ihre dunkeln Locken streuen,
Bleibt dann stehn mit leisem Lauschen
Bei des kleinsten Blattes Rauschen,
Säumt, und winkt, und athmet schwer.

Doch ergreift sie kaum dies Sehnen,
Zuckt ein Lächeln durch's Gesicht,
Und sie ruft mit süßem Wähnen:
„Kam er heut nicht, kommt er morgen!
Muß für neue Kränze sorgen!
Ewig blühn ja Blumen nicht!"

Ach! dort kam einst ihr Getreuer
Abends oft vom Dörfchen her.
Jeder Kuß war Bundesfeier!
Stunden flohn in Himmelsfreuden,
Und sie tröstete beym Scheiden
Immer sich der Wiederkehr.

In des Flusses Kühlung nieder
Taucht' ihr Trauter nach der Gluth
Eines Erntetags die Glieder.
Da ergriffen ihn die schnellen

Jach vom Sturm empörten Wellen;
Seine Kraft erlag der Fluth.

Wüthend faßte schon die Arme
Der Verzweiflung wilder Schmerz.
Ist kein Gott, der sich erbarme?
In des Wahnsinns buntem Weben
Strömt ihr plötzlich neues Leben
Heilend ins gebrochne Herz.

Nun zu Kränzen Blumen pflücken,
Daß sie wehn von jedem Baum,
So den Weg des Liebsten schmücken,
Ist ihr tägliches Beginnen.
Stets erneut den irren Sinnen
Freundlich sich der Hoffnung Traum.

Die Cyane.

Stille Cyane, du der Saaten Pflegling,
Dicht umwallen dich rings die goldnen Aehren,
Schützen treu und liebevoll dein bescheidnes
Leben vor Stürmen!

Aber die Sense naht; die Freunde sinken!
O mit Freudigkeit beutst du nun dem Tode
Die azurne Krone! Wie möchte Liebe
Lieb' überleben?

Die Feengaben.

Unter allen Gaben milder Feen
Würd' ich eine nur mir auserfehen,
Wären meinem Wunsch die Feen hold!
Nicht den Pfenning, der, dreimal gewendet,
Unermüdlich Gold in Fülle spendet;
Herzensglück ist ja nicht feil um Gold.

Nie=

Niemals würden mich die Handschuh
schmücken,
Die, kaum angethan, der Menschen Blicken
Schnell das träge Seelenkleid entziehn:
Denn in hundert Formen und Gestalten
Möcht' ich lieber um die Meinen walten,
Als nur einmal ihrem Blick entfliehn.

Auch das Tischtuch ließ' ich ewig rasten,
Das mit Nektar Genien belasten,
Wenn man nur das Zauberwörtchen spricht.
Zwar es möchten manchem öden Magen
Die gefüllten Becher wohl behagen:
Aber das füllt Herzens öde nicht.

Meine Wahl verkündige dies Liedchen!
Fortunat, sie gälte deinem Hütchen:
Schnell, wie Blitze, trüg' es mich dahin,
Wo, vom Frühroth bis zum Abendschimmer,
Mein Gedanke weilt, und wo ich immer
Sehnsuchtsvoll im Traum der Hoffnung bin.

Mädchenklage und Mädchentrost.

Der freie Mann schaut die Natur
In jeglicher Gestalt;
Er kennt die Blume jeder Flur,
Und Meer und Berg und Wald;
Er kann nach jedem Welttheil ziehn:
Weh mir, daß ich ein Mädchen bin!

Doch zaubert meine Phantasie
Mir nicht das schönste Bild,
Im Frühlingsglanze, spät und früh,
Und, wechselnd, stark und mild,
Wo immer neue Blumen blühn?
Wohl mir, daß ich ein Mädchen bin!

Der Mann, empor mit Feuerkraft
Dringt er, an schroffen Höhn,
Zum Pantheon der Wissenschaft;
Sie stralt ihm göttlich schön,

Und schmückt mit Lorberkränzen ihn:
Weh mir, daß ich ein Mädchen bin!

Doch, trotz Minervens Ehrenreis,
Kränzt mich Zufriedenheit
Mit Immergrün, im Freundeskreis,
Bei stiller Wirksamkeit;
Da herrscht die Freud' als Königin:
Wohl mir, daß ich ein Mädchen bin!

Der Mann, das Schwert in tapfrer Hand,
Wird seiner Heimath Wehr;
Ihm lohnt des Fürsten Stern und Band;
Des Bürgers Dank noch mehr;
Der Enkel nennt mit Ehrfurcht ihn;
Weh mir, daß ich ein Mädchen bin!

Doch meiner Trauten Herz ist mein,
Und das bleibt mir die Welt,
Bis einst auf meinen Leichenstein
Der Edlen Thräne fällt.
Laß Siegern Dankaltäre glühn:
Wohl mir, daß ich ein Mädchen bin!

Der Mann allein ist Herr im Haus,
Und waltet unumschränkt,
Stürmt vor der Frau die Launen aus,
Und alles, was ihn kränkt;
Dem Rauhen kann sie nicht entfliehn:
Weh mir, daß ich ein Mädchen bin!

Doch gab nicht weise Vaterhuld
Uns zur Begleiterin
Die himmlischlächelnde Geduld;
Mit weichem Engelssinn?
Sie bleibt mein Kleinod und Gewinn:
Wohl mir, daß ich ein Mädchen bin!

Deutung.

Auf des Berges oberstem Gipfel stand ich,
Späht' umsonst fürs Auge nach einem Ruhpunkt;
Denn es wogt' allseitig ein Meer von grauen
Wechselnden Dünsten.

Doch urplötzlich schlugen sie auseinander,
Und, bestralt vom Glanze der Morgensonne,

That sich auf die Gegend, ein wunderhehres
Eden des Frühlings.

Wonnetrunken staunt' ich, mit des Entzückens
Raschem Ausruf — siehe! da sank das Eden,
Wie ein Traumbild, wieder zurück; rings
herrschte
Tieferes Dunkel.

O ihr Guten, wenn dies umwölkte Leben
Einmal nur ein flüchtiger Stral auch hellte,
Sey der Stral euch Bürge des nur verhüllten
Landes der Klarheit!

W a h n.

Glühende Rose! du scheinest besät mit Edel-
gesteinen;
Aber verbirgt sich der Stral, bleibt nur der
zitternde Thau.
Uns auch feuchtet den Blick ein hohes entzü-
ckendes Ahnden;

Ach! wenn die Täuschung entflieht, bleibt
nur die Thräne zurück.

Glück des Herzens.

„Sehnt sich das Herz nach Freud' und Ruh
vergebens,
Solls, mit gläubiger Andacht Flug, gen
Himmel
Feurig streben. Ewiger Wonnen Fülle
Walle ihm entgegen"

„Dort, wo ein Tempel unermeßlich aufragt,
Aller Völker vereinte Lobgesänge
Jubelnd schallen, tausendmal tausend Son-
nen
Glänzen am Altar."

Aber das Menschenherz bleibt öd' im Weiten!
Einen silbernen Stral, statt tausend Sonnen,
Ein verschwiegnes Laubdach, und ein
verwandtes
Liebendes Herz nur!

186.

Louise Brachmann.

Lebt in ihrer Vaterstadt Weissenfels. Ihre ersten poetischen Versuche erschienen, bloß mit ihrem Vornamen unterzeichnet, in Schillers Musenalmanachen von 1798 und 1799.

Kolumbus.

Eine Ballade.

„Was willst du, Fernando, so trüb' und bleich?
Du bringst mir traurige Mähr!“
„Ach, edler Feldherr, bereitet euch!
Nicht länger bezähm' ich das Heer!
Wenn jetzt nicht die Küste sich zeigen will,
So seyd ihr ein Opfer der Wuth;
Sie fordern laut, wie Sturmgebrüll,
Des Feldherrn heiliges Blut.“

Und eh noch dem Ritter das Wort entflohn,
Da drängte die Menge sich nach;
Da stürmten die Krieger, die wüthenden, schon,
Gleich Wogen, ins stille Gemach,
Verzweiflung im wilden, verlöschenden Blick,
Auf bleichen Gesichtern den Tod:
„Verräther! wo ist nun dein gleißendes Glück?
Jetzt rett' uns vom Gipfel der Noth!

Du gibst uns nicht Speise, so gib uns denn
Blut!'
Blut! riefen die Schrecklichen, Blut!
Sanft stellte der Große den Felsenmuth
Entgegen der stürmenden Fluth.
„Befriedigt mein Blut euch, so nehmt es und
lebt!
Doch bis noch ein einzigesmal
Die Sonne dem feurigen Osten entschwebt,
Vergönnt mir den segnenden Stral.

Beleuchtet der Morgen kein rettend Ge-
stad,
So biet' ich dem Tode mich gern.
Bis dahin verfolgt noch den muthigen Pfad,
Und trauet der Hülfe des Herrn!"
Die Würde des Helden, sein ruhiger Blick,
Besiegte noch einmal die Wuth.
Sie wichen vom Haupte des Helden zurück,
Und schonten sein heiliges Blut.

„Wohlan denn: es sey noch! Doch hebt
sich der Stral,
Und zeigt uns kein rettendes Land:

So siehst du die Sonne zum letztenmal!
So zittre der strafenden Hand!"
Geschlossen war also der eiserne Bund;
Die Schrecklichen kehrten zurück.
Es thue der leuchtende Morgen uns kund
Des herrlichen Dulders Geschick!

Die Sonne sank, der Schimmer wich,
Des Helden Brust ward schwer;
Der Kiel durchrauschte schauerlich
Das weite, wüste Meer.
Die Sterne zogen still herauf,
Doch ach, kein Hoffnungsstern!
Und von des Schiffes ödem Lauf
Blieb Land und Rettung fern.

Sein treues Fernrohr in der Hand,
Die Brust voll Gram, durchwacht,
Nach Westen blickend unverwandt,
Der Held die düstre Nacht.
„Nach Westen, o nach Westen hin
Beflügle dich, mein Kiel!
Dich grüßt noch sterbend Herz und Sinn,
Du, meiner Sehnsucht Ziel!

Doch mild, o Gott, von Himmelshöhn
Blick' auf mein Volk herab!
Laß nicht sie trostlos untergehn
Im wüsten Fluthengrab!"
So sprach der Held, von Mitleid weich.
„Da, horch! welch eiliger Tritt?
„Noch einmal, Fernando, so trüb' und bleich?
Was bringt dein bebender Schritt?"

„Ach, edler Feldherr, es ist geschehn!
Jetzt hebt sich der östliche Stral!"
„Sey ruhig, mein Lieber! Auf himmlischen Höhn
Entsprang der belebende Stral.
Es waltet die Allmacht von Pol zu Pol;
Mir lenkt sie zum Tode die Bahn."
„Leb wohl denn, mein Feldherr! Leb ewig wohl!
Ich höre die Schrecklichen nahn!"

Und eh noch dem Ritter das Wort entflohn,
Da drängte die Menge sich nach;

Da strömten die Krieger, die wüthenden, schon,
Gleich Wogen, ins stille Gemach.
„Ich weiß, was ihr fordert, und bin bereit:
Ja, werft mich ins schäumende Meer!
Doch wisset, das rettende Ziel ist nicht weit.
Gott schütze dich, irrendes Heer!"

Dumpf klirrten die Schwerter; ein wüstes Geschrei
Erfüllte mit Grausen die Luft.
Der Edle bereitete still sich und frey
Zum Wege der fluthenden Gruft.
Gelöst war nun jedes geheiligte Band;
Schon sah sich zum schwindelnden Rand
Der treffliche Führer gerissen — und: Land!
Land! rief es, und donnert' es, Land!

Ein glänzender Streifen, mit Purpur gemalt,
Erschien dem beflügelten Blick;
Vom Golde der steigenden Sonne bestralt
Erhob sich das winkende Glück.
Was kaum noch geahnet der zagende Sinn,

Was muthvoll der Große gedacht:
Sie stürzten zu Füßen dem Herrlichen hin,
Und priesen die göttliche Macht!

Der Johannistag.

Hörst du die muntern, fröhlichen Gesänge?
Siehst du die Kränze, roth und azurblau?
Die schönen Kränze, die in froher Menge
Das Volk gesammelt schon im Morgenthau!
Vor jedem Haus die blumigen Gehänge!
So gleicht die Stadt der hellsten Frühlingsau,
Und jugendlich unschuldge Tänze geben
Dem lieblichen Gemählde Wärm' und Leben.

Doch mit beklommner Wehmuth tief im Herzen
Seh' ich das laute, freudige Gewühl!
Ach, mir erneut es nur die alten Schmerzen,
Und der Erinnrung schlummerndes Gefühl!

Einst ehrt' auch ich dies Fest mit heitern
Scherzen,
Und ordnete der Blumen farbig Spiel;
Die Purpurnelke glänzte mit der Bläue
Der freundlichen Cyan' in bunter Reihe.

Und schöner war, und theurer meiner Seele
Kein Tag im Jahr', als dies geliebte Fest!
In unserm Garten schlug noch Philomele
Ihr Abschiedslied, und lauschend schwieg der
West;
Mit meiner Schwester (Heil der sanften Seele!)
Ging ich dann, zärtlich Hand in Hand gepreßt,
Der besten Mutter die gewählten Blüthen,
Die schönen Kränze liebend darzubieten.

Denn dies war ja der Tag, der ihr das Leben,
Der zärtlichen, geliebten Mutter gab!
Mit lichten Rosen war das Fest umgeben,
Und Hoffnung schwang den goldnen Zauberstab.
Weh mir! wie dunkel! Luftge Schatten schweben
Aus diesen Purpurwolken mir herab!
Die ihr die Blumen küßt, ihr sanften Lüfte,
Umspielt ihr auch das Moos der Todtengrüfte?

Ach, wie verändert! Wo, ihr goldnen Stunden,
Wo seyd ihr hin, der ersten Rosenzeit?
Wo ist sie, der die Kränze wir gewunden?
Wo schlägt das Herz voll Engelszärtlichkeit?
Geliebte Schwester, bist auch du verschwunden?
Sind alle Blüthen meines Glücks verstreut?
Wie nah doch gränzen an des Frühlings Milde
Des Todes winterliche Nachtgefilde!

Und immer wieder kehrt der frohe Reigen,
Und immer kommt das schöne Fest zurück;
Ich hör' empor die süßen Lieder steigen,
Die holden Kränze lächeln meinem Blick!
Nur rings um Eure Schlummerstatt wohnt Schweigen,
Ihr Frühverlornen, meines Herzens Glück!
Und ewig deckt für mich ein düstrer Schleyer
Des rosigen Johannistages Feyer.

Doch alles muß gekränkter Liebe dienen
Zum süßen Zauberspiel der Phantasie!
So ist auch mir, wo diese Zweige grünen,

Und

Und Blumen blühn in zarter Harmonie,
Ein andres, ach ein ernstres Fest erschienen;
Denn alles deutet rege Sympathie!
Ich feire jährlich noch das Fest aufs neue:
Nur gibt mein Herz ihm andre, tiefre Weihe.

Erhebt sie denn, die feiernden Gesänge,
Und schlingt die Kränze, roth und azurblau!
Der freundlichen Cyanen duftge Menge,
Die Purpurnelken; feucht vom Morgenthau!
Umspiel', o Licht, die blumigen Gehänge!
Ihr sanften Lüfte, küßt sie mild und lau!
Mag Licht und Laut und Blumenduft sich gatten
Zur Todtenfeier der geliebten Schatten!

Sehnsucht.

Wie so ganz dahingegeben
In ein dämmernd fernes Land?
Wie so ganz mit Seel' und Leben,
Lieb' und Sehnsucht hingebannt?

O was zieht nach jener Ferne
Stets mein glühend Herz zurück?
Lächeln dort die goldnen Sterne?
Wohnt es dort mein süßes Glück?

Ach! Trotz allem Widerstreben
Zieht des strengen Schicksals Hand
Mich hinaus ins öde Leben,
Meiner Sehnsucht unbekannt.

Tausend Frühlingsbilder wanken
Um mich her von künftger Zeit,
Doch der Liebenden Gedanken
Hat Erinnrung nur geweiht!

Hat sie auch der bunte Schimmer
Einen Augenblick entwandt,
O die Treuen kehren immer
Heimwärts nach dem Vaterland!

Ja, zu dir, geliebte Ferne,
Sehnt sich stets mein Herz zurück!
Dort nur glühn die goldnen Sterne!
Dort nur wohnt mein süßes Glück!

Guidos Aurora.

Die Sonne steigt in Osten licht empor;
Von goldnem schimmernden Gedüft umflossen,
Schwebt Eos ihrem Wagen lächelnd vor;
Der Himmel glüht mit Purpur übergossen.

Die stolzen schaumbedeckten Rosse fliehn
Hoch über Wolken mit verhängtem Zügel;
In Eos mildem lieblichen Karmin
Verklären sich die dunkeln Blumenhügel.

Fern bricht sich auf des Meeres düsterm Blau
Nur dämmernd noch ihr sanfter Purpurschimmer.
Aus ihren Locken träufelt frischer Thau;
Die Sterne fliehn mit sterbendem Geflimmer.

Sie sieht zurück; der Sonne goldnen Glanz
Stralt heller noch ihr schönes Antlitz wieder.
Die jungen Horen streun im leichten Tanz
Bethaute Blumen auf die Gegend nieder.

O Guido, welche Götterkraft ist dein!
Welche eine Gluth! wie lächeln die Gefilde!
Die Göttin selbst, entzückt vom Wiederschein
Der eignen Gottheit, weilte vor dem Bilde.

So hat noch nie mit zauberischer Macht
Des Pinsels Gluth zum Himmel uns erhoben,
So sanft aufs dämmernde Gewand der Nacht
Des Morgens lichte Rosen nie gewoben.

Für den Geliebten bat an Jovis Thron
Die Göttin einst ein ewig neues Leben;
O Guido, dir hat, eh sie flehte, schon
Aurorens Bild Unsterblichkeit gegeben!

Ritter Wilhelm und sein Roß.

Eine Ballade.

O mein treues Roß, erliegen
Solltest du der Noth?

Treuer Freund auf allen Zügen,
Gäb' ich dir den Tod?

Nein! du liehest sonst mir Flügel,
Deine Stärke brach;
Wohl, so leit' ich dich am Zügel
Still den Brüdern nach!

Wilhelm sprachs, die weichste Seele
In der Heldenbrust.
Seines innern Sinns Befehle
Folgt' er unbewußt.

Als im Land der Saracenen
Viel das Heer erlitt,
Mit des Krieges tapfern Söhnen
Bleich der Hunger stritt:

Und die Rosse, hingegeben,
Deckten todt die Flur,
Schonte seines Renners Leben
Mild ein Krieger nur.

Still, mit langsam festem Schritte,
Folgt im Zug' er nach,

Leitend seines Rosses Tritte,
Dessen Stärke brach.

Und die Feinde sahn von weiten
Ihn getrennt, allein;
Den Verlassnen zu bestreiten,
Stürmten wild sie ein.

Ein verdunkelndes Gewitter
Schwirrten Pfeil' um ihn.
Doch die Feigen sahn den Ritter
Ruhig weiter ziehn.

Endlich aus der wilden Menge
Sprengt' ein Reiter vor,
Riß vom funkelnden Gehänge
Hoch das Schwert empor.

Aber, kühn gewandt im Streite,
Bog im Augenblick
Sich der Ritter leicht zur Seite
Vor dem Streich zurück.

Blitzschnell dann das Schwert gezogen,
Während jener sich

Wild zum Hiebe vorgebogen,
Der vorüberstrich.

So mit Einem mächtgen Zuge,
Dem die Funken sprühn,
Spaltet er im raschen Fluge
Bis zum Sattel ihn.

Und die Feinde sehn von weiten
Starr die That mit an.
Dem, mit dem die Geister streiten,
Mögen sie nicht nahn.

Sie entflohn. Gelassen weiter
Zog der Held durchs Land,
Bis in Thälern, grün und heiter,
Er die Brüder fand.

In Janiums Lustgefilden
Ruhte Friedrichs Heer,
In der Bäume Schirm, von milden
Süßen Früchten schwer.

„Gott! so bald hast du geendet
Unsre höchste Noth?“

Rief der Ritter, fromm gewendet
Nach dem Abendroth.

„Jede Spur von bitterm Leide,
Jede Spur verfloß!
Und du lebst noch mir zur Freude,
O mein treues Roß!“

Die Rettung.

Leukothoe.

Mutter, o sei mir gegrüßt, du süße Mutter! Für diesmal
Siehst du mich wieder; doch bald war ich verloren für dich.
Emsig sucht' ich nach Kräutern zu deiner Genesung am Felsen,

Weißt du? wo über das Meer furchtbar die Klippe sich neigt.
Dort erblickt' ich die Kräuter, die lang gesuchten, und eilte
Ohne bedächtliche Furcht auf den gefährlichen Rand,
Und, noch denk' ich mit Schaudern daran, wie schnell mir die Füße
Glitten, und wie ich hinab stürzt' in die tosende Fluth.
Hülflos strebt' ich empor, und schrie nach Rettung; doch hörte
Niemand. Es trieb mich der Strom weiter und weiter hinaus.
Endlich erblickt' ich nahend ein Schiff; ein glänzender Jüngling
Riß sich hervor und sprang, schnell wie ein Blitz, in die Fluth,
Holte mich ein, und erhob mich mit übergewaltiger Stärke,
Und an den heimischen Strand trug er, der Schwimmende, mich.
Himmel und Erde verging mir; doch seh' ich noch deutlich die hohe

Göttergestalt: denn es war sicher kein sterblicher Mann.
Wie er vor mir kniete mit zärtlicher Sorgfalt! Dann kamen
Seine Gefährten; er ging zögernd zum Schiffe zurück.
Lange noch blickt' er nach mir; auch ich, bis das weißliche Segel
Fern mir im Nebel verschwand, sah' ich dem Scheidenden nach.
Und dann flog ich zu dir, noch pocht mir von Schrecken der Busen!
Meine Mutter, bei dir such' ich Erholung und Ruh.

Theano.

Komm an mein Herz, du Geliebte, und laß den Göttern uns danken,
Die dich mit segnender Huld also vom Tode befreyt!
Wohl mir, daß ich nun wieder an diesen Busen dich drücke!
Daß nicht den einzigen Trost grausam die Fluth mir verschlang!

Leukothoe.

Ach, ich sollte der Rettung mich freun, und
es stürzen mir Thränen
Ueber die Wangen? Warum glühen die
Wangen mir so?
Beste Mutter, warum? es sind wohl Thränen
der Freude?
Aber welch heimlicher Schmerz wohnt mir
im Herzen zugleich?

Theano.

Thränen der Freude, mein Kind? nein, Thrä-
nen der sehnenden Liebe
Sind es! Du weinst, daß so früh dir dein
Erretter verschwand.
Aber weine nur nicht! Komm, schildre mir
lieber die schöne
Bildung, es sey nun ein Gott oder ein sterb-
licher Mann.

Leukothoe.

Wahrlich, du foderst zu viel! Wie sollt' ich
mit Worten ihn schildern?

Hättest du selbst ihn gesehn, wie er vom
Tode mich riß,
Wie er dann vor mir kniete! Noch seh' ich
die wallenden Locken,
Sehe den rührenden Blick, den er im Schei-
den mir gab.
Aber es war ja ein Gott, wie könnt' ich, wie
dürft' ich ihn lieben?
Ach, und ich werde ja so nimmer im Leben
ihn sehn!

Theano.

Welche Qualen du selber dir schaffst! so schafft
sich die Liebe
Immer vergebliche Pein, kämpfend mit Hoff-
nung und Furcht.
Sage, vermochte denn nur der Götter dich ei-
ner zu retten?
Ist es nicht möglicher noch, daß es ein
Sterblicher war?
Und warum zweifelst du denn auf Erden ihn
wieder zu finden?
Oft, was entfernt uns erschien, bringt uns
ein Augenblick nah.

Nichts zwar wollt' ich dir sagen, wofern mich Erfahrung nicht lehrte,
Wie sich im Leben so leicht zweifelnde Liebe betrügt;
Aber es traf ja auch mich mit deinem Vater ein gleiches
Wundersames Geschick, Rettung und Trennung zugleich.
Jungfrau war ich wie du, und blühend im Reitze der Jugend,
Als ich die Heerd' im Gebirg weidet' auf einsamer Trift.
Einsmals hatt' ich mich kühl am Rauschen der Quelle gelagert;
Da durchbrach das Gebüsch plötzlich ein grimmiger Bär.
Denke mein Grausen dir selbst! ich war verlassen im öden
Unbewohnten Gebirg, nirgend ein menschlicher Tritt,
Und nun auf einmal die Schreckengestalt! Ich wollt' ihm entfliehen,
Aber vergebens, er kam schneller der Fliehenden nach.

Damals glaubt' ich mein Leben dahin, als ein Jüngling vom Felsen
Eilt', und dem nahenden Bär muthig entgegen sich warf.
Lange währte der Kampf; da stürzte mein Retter zur Erde,
Und vor Entsetzen erstarb mir im Gelübde das Wort.
Alles ward finster um mich, und ohne Gefühl und Besinnung
Sank ich zu Boden, und lag mehrere Stunden hindurch.
Als ich erwachte, da war der schöne Kämpfer verschwunden;
Doch der getödtete Bär zeugte vom herrlichen Sieg.
Neben ihn flattert' ein Stück vom Obergewande des Jünglings,
Und in der Seite des Thiers steckte sein glänzendes Schwert.
Dies war alles, was übrig mir blieb von der holden Erscheinung;
Aber er selbst wär' hinab, glaubt' ich, zum Orkus gesandt.

Schmerzvoll irrt' ich umher, und strebte den Leichnam zu finden,
Aber ich fand im Gebirg, fand in der Waldung ihn nicht.
Nun verließ ich die Gegend und kehrte nach Hause; doch ward ich
Nirgend ruhig; sein Bild schwebte beständig mir vor.
Also vergingen die Monde. Da kam ein Fremder zum Hause
Meines Vaters, und ward freundlich empfangen von ihm.
Wir erkannten einander sogleich; er sah mich erröthen,
Und gestand, wie allein Liebe hieher ihn geführt.
Drauf erzählt' er, daß da, als ich ihn verwundet zu Boden
Sinken gesehn, auch das Thier tödtlich getroffen erlag;
Daß ein Jäger ihn fand, zur Hütt' ihn trug, und die Wunden
Pflegt', und daß ihm ein Gott Heil und Genesung gewährt.

Sieh, wie so wunderbar oft das Schicksal die Herzen verbindet!
Ehe zwey Tag' uns entflohn, war er mein treuer Gemahl.
Also das Leben der Menschen, es zeigt sich beständig in neuen
Wechselgestalten, und stets folget dem Jammer das Glück.
Drum sey, du Theure, getrost, und trau den unsterblichen Göttern!
Immer ja haben sie sich liebender Treue gefreut.
Sie, die in Todesgefahr dir hülfreich den muthigen Retter
Sandten, die führen gewiß auch den Geliebten dir zu.

187.

Christian Schreiber.

Geboren 1781 zu Eisenach. Lebt daselbst, als privatisirender Gelehrter.

Der Geist der Harmonie.

Von fernen Fluren weht ein Geist
So licht und schön; melodisch fleußt
Sein Hauch dahin.
Er spricht mich an aus reiner Saiten Gold;
Ich kenn' ihn nicht, und bin ihm doch so hold.

Er naht sich in der Wehmuth Schmerz,
Und dringt so sanft ins stille Herz,
So sanft und still.
Er klagt mit mir aus reiner Saiten Gold;
Ich kenn' ihn nicht, und bin ihm doch so hold.

Er flüstert um der Blüthen Schooß,
Und säuselt um des Baches Moos,
Und seufzt und stirbt,
Und athmet wieder in der Saiten Gold;
Ich kenn' ihn nicht, und bin ihm doch so hold.

Wenn Sehnsucht mir das Herz erfüllt,
Ruft mir sein Zauber, zärtlich mild,
Der Liebe Trost.
Da schwimmt das Herz auf reiner Saiten Gold;
Ich kenn' ihn nicht, und bin ihm doch so hold.

Wenn Andacht mir die Brust erhebt,
Er ists, der liebend mich umschwebt
Mit Himmelswehn.
Entzückung strömt aus seiner Saiten Gold;
Ich kenn' ihn nicht, und bin ihm doch so hold.

Sein Hauch ist Liebe; sein Gesang
Löst heiliger Gefühle Klang
Harmonisch auf.
Hörst du ihn nahn! Es tönt der Saiten Gold;
Ich kenn' ihn nicht, und bin ihm doch so hold.

Die Innere Welt.

Wer stillt das Treiben der menschlichen Brust,
Des Herzens unendliches Sehnen?
Wer mischt den Zauber der himmlischen Lust,
Zu irdischen Mühen und Thränen?
Wohl dem, der über das Leben hin
Frey setzet den hohen und göttlichen Sinn!

Am Staube, gefesselt an irdischen Wahn,
Täuscht ewiger Wechsel die Sinne;
Es strebe zum Höchsten der Geist hinan,
Daß er Licht und Wahrheit gewinne;
Der ist der menschlichen Würde nicht werth,
Der nicht sein innerstes Wesen erfährt.

Im eigenen Innern liegt dir die Welt,
Wie vor Gottes Augen entfaltet.
Da stehen die täuschenden Bilder erhellt,
Die Unform des Lebens gestaltet;

Was ewig seyn wird, was ist, und war,
Es wird dem stillen Gemüthe klar.

Einst schwindet das Dunkel, der Wahn entflieht,
Und es tagt der Schimmer der Wahrheit;
Der Gottheit Funken entstralt, entglüht
In uns zu ewiger Klarheit,
Und auf den Trümmern der irdischen Zeit
Schließt sich der Kreis der Unendlichkeit.

Drum freudig hinein in das Leben geschaut,
Den Blick zu dem Höchsten gerichtet!
Eins hat uns der Wille des Schicksals vertraut,
Was nimmer ein Wechsel vernichtet,
Was frey sich aller Zerstörung entrafft:
Es ist die innere göttliche Kraft.

Sprache der Blumen.

Liebliche Blumen, ihr Töchter der Flur,
Freundliche Gaben der schönen Natur!
Bilder zu werden dem regen Gefühl,
Weiht' euch der sanften Empfindungen Spiel;
Laßt mich zum farbigen Kranz euch winden,
Und eurer Sprache Bedeutung ergründen!

Hell ist die Farbe der Unschuld und licht;
Trügende Schimmer erheben sie nicht.
Drum auf der Lilie zartes Gewand
Goß sie die Charis mit himmlischer Hand,
Schuf sie zum Sinnbild erhabener Milde,
Und zum geliebtesten Schmuck der Gefilde.

Schön in der Jungfrau gewundenem Haar
Stellet die grünende Mirte sich dar.
Wisse! die Sanftmuth, dem Himmel entschwebt,
Ward in die grünende Mirte gewebt,

Sittsam die lockige Scheitel zu kränzen,
Und um die Wangen der Unschuld zu glänzen.

Schimmernder Lorber! dich weihte der Ruhm
Helden zum blutigen Eigenthum;
Doch der Begeisterung hohes Gefühl
Wand dich auch hold um das Saitenspiel,
Schmuck dem geheiligten Sänger zu leihen,
Und ihn zum Liebling der Götter zu weihen!

Kennst du das Veilchen, die Zierde des Mais?
Demuth, sie gab ihm den köstlichen Preis.
Nur von dem suchenden Auge gesehn,
Blüht es verborgen, doch lieblich und schön,
Weiß nur im Stillen das Herz zu beglücken,
Und der Bescheidenheit Busen zu schmücken.

Kennst du die Blume, die schönste der Flur?
Wenige Monden verherrlicht sie nur,
Haucht in das linde Gesäusel der Luft
Götter und Menschen entzückenden Duft.
Doch wer hat Liebe je schmerzlos erfunden?
Selber die Ros' ist mit Dornen umwunden!

Flüstert die schmerzende Sehnsucht dich
wach,
Nennst du das Blümchen am murmelnden Bach;
Blau ist sein Schimmer, so freundlich und licht,
Liebe, sie nannt' es: Vergißmeinnicht!
Willst du nicht reuvoll das Leben verschwenden,
Wahre die Treue' in heiligen Händen.

Aber im dauernden Immergrün
Wollte die Freundschaft ihr Sinnbild erziehn;
Wandellos dringt es am Felsen hervor:
Glänzt aus dem Kranze des Lebens empor,
Flicht sich zusammen zum ewigen Bunde,
Heilet und kühlt dir die blutende Wunde.

Düstre Zipresse! der Wehmuth Bild
Ward in dein dunkles Gezweige verhüllt;
Denn auf das einsame schweigende Grab
Neigst du die trauernden Blüthen herab,
Ach! und vergebens in zärtlichen Tönen
Klagen die liebenden Herzen ihr Sehnen.

Siehe! die Bilder des Lebens verglühn
Schnell, wie die duftenden Blumen verblühn;
Aber des Lenzes allliebendem Blick

Kehren sie schöner und milder zurück!
Herzen auch sinken zum Schlummer danieder;
Aber sie lieben und kennen sich wieder.

Vereinigung.

Wir setzen den Sinn in die Welt hinein,
In der Farben trügendes Spiel;
Es muß sich der Mensch an den Menschen reihn,
Vereint zu erstreben das Ziel;
Die Vereinigung trägt das herrschende Zeichen.
Das Einzelne muß dem Verhängniß weichen!

Des Aufruhrs Zorn in der Mitternacht
Schwingt hoch den dräuenden Stab;
Die Flamme wüthet, der Städte Pracht
Sinkt himmelröthend ins Grab,
Und blutig schaut des Aufgangs Schimmer
Auf der Schlachten Gewühl und den Rauch der Trümmer!

Die ruhige Welle, sie säuselt daher,
Vom Stab der Tritonen geregt,
Und feyernd schweiget das stille Meer,
Vom Wehen des Abends bewegt,
Und es schauen die Götter aus goldnen Fluthen,
Zu trinken den Nektar ätherischer Gluthen!

Der Welle gesellt sich der Woge Drang,
Die Woge blähet der Strom;
Die Ufer hallen vom Sturmgesang,
Es wölkt sich der luftige Dom;
Die Tiefe braust, die Gewässer schwellen,
Und der Friede weicht von den zürnenden Wellen.

Die Gestalt vergeht in dem weiten Raum,
Der Wechsel zerstöret die Welt;
Doch Menschheit, sie ist kein leerer Traum,
Von täuschenden Bildern erhellt;
Das Geistige flieht der Vernichtung Spuren,
Und erhebt sich über den Kreis der Naturen.

Im regen Gemüthe der lebende Sinn
Strebt zu dem Höchsten hinan;
Ihn zieht die Regel zum Irdischen hin

Auf des Lebens magischer Bahn,
Und er kann nicht wider den Zauber streben,
Als bis er hinaus ist über das Leben.

Doch was nicht entsteht durch die einzelne Kraft,
Bewirkt ein gemeinsamer Bund;
Der Trug entflieht, und die Leidenschaft,
Und des Irrwahns lockender Mund,
Und es zeigt sich, hinter dem trüben Schleyer,
Das neue Licht in der Ahndung Feyer.

Würde des Sängers.

Dem Sänger ward ein würdig Amt,
Vor allen hoch und hehr;
Sein reiner Geist vom Himmel stammt.
Durch Sanftmuth herrschet er,
Wenn sittsam sich sein holder Mund
Auf süßen Lauten wiegt,
Und zu der Saiten goldnem Bund
Der Liedes Kraft er fügt!

Er wandelt zu bestirnten Höhn,
Ist frey in der Natur,
Und träumt von Glück und Wiedersehn
Auf einer andern Flur.
Er stellt sich einem König gleich
In seiner Diener Schar;
Die Töne sind sein weites Reich,
Die Herzen sein Altar.

So zieht er sorglos auf und ab,
Und mißt nicht feiles Gold;
Was ihm die Hand der Muse gab,
Es bleibt ihm ewig hold.
Wenn zitternd auch der Ton verhallt,
In Klagen stirbt der Schmerz:
Des Liedes Kunst wird nimmer alt,
Und nimmer stirbt das Herz!

Die Geister und die Menschen.

Die Geister.

Wir weben auf Wassern, wir schweben in Lüften,
Wir wiegen uns selig auf himmlischen Düften,
Und athmen die Blüthen des lieblichen Mais.
Wir fliehen und kehren im Wechsel der Stunden;

Nichts hält uns gefangen, nichts hält uns
gebunden;
Frey knüpfet und löst sich der magische Kreis;
Wir tauchen nicht unter im Strome von Jahren,
Sind ewig und ewig, was ewig wir waren.

Die Menschen.

Streng gefesselt von dem Trug der Sinne,
Von der Macht der irdischen Natur,
Daß er selbst das Höchste sich gewinne,
Sucht der Mensch der Wahrheit hohe Spur.
Seine Neigung zähmt er durch Entsagen,
Mit dem Willen beugt er das Gefühl;
Endlich muß das goldne Licht ihm tagen,
Und er steht an der Vollendung Ziel.

Menschliche Würde.

Herrschend in dem dunkeln Reich der Zeiten,
Stehn das Schicksal und die Menschenkraft.
Selig, wen die höhern Mächte leiten,
Daß, dem Wahn des Irdischen entrafft,
In sich selbst er das Beständge schafft.

Wie der Fels, um den sich Wellen thürmen,
Und die Meereswogen donnernd stürmen,
Stolz und frey das Wolkenhaupt erhebt:
So der Mensch, in seiner Kräfte Fülle;
Allem Wechsel trotzt der feste Wille,
Und es ist kein Sturm, dem er erbebt!

Drum, wie auch der Zeiten Wechsel schwanke,
Bleibt uns doch der göttliche Gedanke:
Höhern Welten sind wir anverwandt.
Nur der feige Sinn klebt an dem Staube,
Hoch im Lichte triumphirt der Glaube;
Wallt der Pilger in der Heimath Land.

Hymnus.

Im Staube beten wir dich an,
Dich, der den Staub mit Kraft beseelte,
Mit Licht die todte Form vermählte,
Daß, von der Sinne Banden frey,
Der Mensch ein Sohn der Gottheit sey,
Daß, wenn auch Erd' und Himmel wanken,
Ihm bleibt das Höchste der Gedanken,
Und auf den Trümmern der Natur
Noch flammt der Wahrheit hohe Spur!

Unendlicher! Allheiliger!
Nicht dein Geheimniß kühn erstreben,
Nur ahnden kann das schwache Leben,
Wie unermessen deine Kraft
Still wirkend das Verborgne schafft;
Wie, wo dein heilger Wille waltet,
Sich alles Herrliche gestaltet,

Und alle Schönheit, frey und mild,
In deinem Glanze sich enthüllt.

Preis dir, dem alle Kraft sich beugt!
Zu dem aufstrebend aus den Banden,
Die ihm des Daseyns Fesseln wanden,
Mit edlem Glaubensmuth beschwingt,
Der stolze Geist sich näher ringt;
Den nie ein sterblich Aug' entschleyert,
Doch Aller Mund mit Jubel feyert:
Dir sey Preis, Ruhm und Herrlichkeit
Von nun an bis in Ewigkeit!

Zauber der Phantasie.

Wem du, o Phantasie, den Adlersfittig leihst,
Wem du das Saitenspiel zu Himmelstönen weihst,
Der achtet nicht den Glanz erhabener Palläste;
Der lauscht im Blüthenhain, umweht vom Früh-
lingsweste,
Dir, o Begeisterung! sieht oft, mit süßem Beben,
Der Zukunft goldnes Bild vor seinem Auge
schweben.
Und milden Hoffnungstraum um seine Seele
weben.

Er flieht der Thoren Prunk mit unent-
weihtem Blick,
Kehrt froh an deiner Hand zum stillen Thal
zurück,
Wo sich der Lenz im Thau der Blumen badet,
Der Rosen Duft zu süßem Schlummer ladet,

Am Silberbach das zarte Veilchen blüht,
Und goldnes Abendroth auf dem Gebirge glüht.

O wer von deinem Mund den Nektar küßt,
In wessen Seele sich dein Zauber gießt,
Der rauschet stolz daher im mächtigen Gesange:
So braust der Wasserfall vom schroffen Felsenhange!

Nicht an des Lebens trägen Kreis gebunden,
Gebietet er dem Wechseltanz der Stunden;
Dem Staub entfesselt, kühnen Angesichts,
Schaut er den Urquell des erhabnen Lichts!

Der Genius und die Sänger.

Die Sänger.

Aus dem Strom der Saiten hebet
Leise sich die Welle des Gesanges,
Wächst und schwindet, ruht und schwebet,
Und harmonisch wird die Kraft des Klanges;
Aber mit den dunkeln Tönen
Gatten wir gern den Gedanken, das Wort,
Sprechen des Herzens unendliches Sehnen
Liebend aus in dem hohen Akkord.

Der Genius.

Schön sind die Gaben des Liedes!
Aus der Götter Hand
Fallen sie herrlich und wunderbar.
Ihre Kraft, wer ermißt sie?
Ihren Zauber, wer löst ihn?
Wer bricht das letzte Siegel
Der geheimnißvollen Natur?

Die Sänger.

Mit regem Sinn ergreifen wir das Leben;
Das Heiligste, was die Natur gegeben,
Enträthselt sich dem schaffenden Gemüth.
Der ewge Kreislauf hält die Welt zusammen,
Der freie Dichtergeist in seinen Flammen,
Nichts fesselt seine Kraft, wenn sie entglüht.

Der Genius.

Schließet, ihr Sänger, den heilgen Bund!
Die ewigen Bildner,
Die seligen Götter
Thun mannigfaltig ihre Gaben kund.
Es stürmt der Adler zur Sonne,
Einathmend Aetherglut;
Es regt mit melodischem Flügel
Der Schwan die Silberfluth:
Doch auch in lieblichen Tönen
Ergeßt sich Bardalens Gesang,
Es schmilzt in süßem Sehnen
Der Nachtigall zärtlicher Klang.

Die Sänger.

Was geheimnißvoll entflammt den Busen,

Was das Herz mit holdem Wahn bewegt,
Das verlieh die hohe Gunst der Musen,
Ward von ihren Händen aufgepflegt.
Wer der Götter Ruf in sich verspüret,
Folg' ihm, und das Höchste sey sein Ziel.
Wo der innre Geist uns treibt und führet,
Waltet frey der höhern Kräfte Spiel.

Der Genius.

Stetem Wechsel gehorcht,
Was die rege Natur
Sterblichen Menschen verliehn;
Nur Unsterbliches geben die Götter,
Und nimmer versinkt es
Im Strome der Zeit.
Noch schreitet auf goldnen Kothurnen
Der ernsten Maske Spiel,
Und Hellas sank in Trümmer nieder;
Doch nimmer sterben ihre Lieder.

Die Sänger.

Nach dem ewgen Urbild' alles Schönen
Schauen wir zurück! In unsern Tönen

Hallt der süße Nachklang der Hellenen.
Aber an den eignen Kreis der Zeiten
Binden wir den Zauberton der Saiten;
Ewig muß die Kraft sich neu bereiten.

Der Genius.

Aus der Sänger Chor,
Edle Meister, tretet hervor,
Und stimmt der heilgen Harfen Klang
Zu neuem würdigem Gesang!
Doch die ewigen Bildner,
Die seligen Götter
Thun mannichfaltig ihre Gaben kund.
So wähle jeder die eigne Kraft,
Vom Geist entglüht der himmlischen Kamönen,
Und jeder schöpfe den eigenen Reitz
Aus dem unendlichen Brunnen des Schönen.

Menschenkraft.

Durch der Zeiten Dunkel geht das Leben,
Und verschleyert ist der Zukunft Bild;
Doch dem Menschen ward die Kraft gegeben,
Fest zu halten, was der Augenblick enthüllt.

Mag der Strom der schnellen Zeit verrinnen,
Ewig blüht dir der Erinnrung Traum!
Kannst du dir das Bessere gewinnen,
Schreite kühn durch Zeit und Raum!

Aber keinen Augenblick verschwenden
Laßt uns, Brüder, in dem Lauf der Zeit
Denn der Freie trägt die Macht in Händen,
Selbst zu beugen die Nothwendigkeit!

Die Musik.

Sie saß auf hohem Felsengipfel,
Und tausend Stimmen wurden wach;
Sanft rauscht' es durch der Haine Wipfel;
Melodisch murmelte der Bach.

Sie stieg zum stillen Thal hernieder,
Entlockend süßer Weisen Schall,
Und rings erwachten frohe Lieder,
Antwortete der Wiederhall.

Sie schwebt' auf dunkeln Meereswogen;
Von ihrer Töne Wunderklang
Fühlt selbst die Fluth sich angezogen;
Die Ufer brausten von Gesang.

Sie kam hernieder von den Sternen,
Umleuchtet von der Sonne Stral,

Und über ihr in weiten Fernen
Erklang der hohe Weltchoral.

Und um sie her in dichten Kreisen
Versammelt sich der Hörer Schar;
Gerührt von ihren Zauberweisen
Bringt Alles frohe Opfer dar.

Der Aether naht mit Blumendüften,
Mit seinen Gaben naht das Meer;
Es bringt die Erd' aus tiefen Klüften
All' ihrer Schätze Wunder her.

Bescheiden stand der Mensch von ferne;
Er brachte nur das stille Herz.
Der holden Göttin weiht' er gerne,
Was sie bewegt mit süßem Schmerz.

Und freundlich blickt auf ihn sie nieder,
Und zu dem Wohnsitz ewger Lust,
Zum hehren Tempel ihrer Lieder
Weiht sie des Menschen treue Brust.

Liebe und Andacht.

Wenn aus der Kindheit träumerischem Spiele
Das Herz zu höherem Genuß entfliegt,
Und auf dem Zauber seliger Gefühle
Sich, wie der West auf Blüthenzweigen, wiegt:
Dann ist sie dir holdlächelnd aufgegangen,
Des Lebens schöne wunderbare Zeit;
Du fühlst der Liebe schmerzliches Verlangen,
Und ihrer Freuden Seligkeit.

Wenn sich aufstrebend der Gedank' entzündet,
Ein heiliges Gefühl den trunknen Busen schwellt,
Wenn alles Irdische, wie Traum und Nebel, schwindet,
Und nie empfundner Wahn das Herz gefangen hält:
Dann lausche deiner Ahnung leisen Tönen,
Tauch' in der Andacht Gluth den hingesunknen Blick,
Und aufgelöst in unnennbares Sehnen
Fühlst du des ewgen Daseyns Glück.

Bild und Wahrheit.

Mit dem Zauber täuschender Gestalten
Spricht das Leben wunderbar dich an.
Wo des Geistes freie Kräfte walten,
Schwindet aller Trug und Sinnenwahn.

Bild ist alles, was der Sinn empfindet,
Trügend ist die Hülle der Natur;
Aber unter ihren Formen findet
Sich der Wahrheit ewighelle Spur.

Wie der Magier im Zauberkreise,
Wirkt sie in den Wundern der Gestalt;
Leise nur und ahnend fühlt der Weise
Ihres Daseyns himmlische Gewalt.

Laß die Kraft, die kühn das Weltall bindet
Lösen aller Formen Zweck und Spur!
Was der Geist erschaffen und ergründet,
Lebt noch auf den Gräbern der Natur!

Glaube.

Ueber das Leben hinaus trägt dich der Genius. Ahndend
Suchst du das höhre Gefühl, fühlst du den höheren Sinn.
Gibt doch nur Blüthen die Zeit; die Frucht reift jenseit des Raumes,
Wo kein strenges Gesetz hemmt das entbundne Gemüth.
Siehe, dich fesselt der Staub. Es verwirrt Natur dir die Sinne,
Daß du, vom Bilde getäuscht, immer den Bildner erschaust.
Aber, o löse die Hülle, die dir das Leben umschleyert,
Und zerreisse das Netz, welches der Trug dir gewebt,
Glaube! Denn nimmer enthüllt der schwache Verstand dir die Räthsel,

Die in den Tiefen des Seyns magisch umspinnen dein Herz.
Denn nur verkleidet gehn wir einher. Ins Dunkel der Erde
Bannte der mächtige Geist, was er geschaffen zum Licht.
Aber ein Heiliges ist, ein Unnennbares, in dessen
Anschaun die innere Brust glaubend und hoffend versinkt.

Teutoniens Sänger.

In des Bildes Gewalt hüllt Schiller den
Geist, den Gedanken;
Ueber der Formen Zwang wandelt sein Ge-
nius hin.
Klopstocks Fittig erfleugt der Erhabenheit
heiligen Gipfel,
Und in der Andacht Gluth schimmert sein
Auge verklärt.
Herders forschender Geist enträthselt den
Tiefsinn der Dichtung,
Und in des Orients Duft taucht er den
schwebenden Flug;
Aber aus hohem Gemüth haucht Göthe des
Lebens Gestalten,
Zieht in die Kreise der Kunst magisch die
Herzen hinauf.

Hellas

Hellas Blüthen streut Voß auf Deutschlands
Fluren; des Liedes
Kraft und Lieblichkeit wog Bürger im
deutschen Gesang.
Fröhlichen Scherz webt Gleim, und Wie-
land attischen Zauber;
Höltys Klagegetön hallt im Geflüster des
Hains.
Matthisson lauscht auf Trümmern der Nach-
tigall zärtlichen Lauten,
Und auf Blüthen des Mais wiegt sich die
Muse von Kleist.

Schiller.

Feyert schweigend, ihr Sänger, das Grab des erhabenen Meisters!
Denn unsterblichen Ruhm schuf er sich selbst im Gesang.
Einzig war er an Kraft, an Ernst der Gedanken und Tiefsinn;
Würdig am Musenaltar hat ihn die Binde geschmückt.
Nicht in die Saiten der Leier, er griff in die Saiten des Weltalls,
Und das unendliche Seyn lehrte begeistert sein Mund.
Er ist im Lichte! Wir stehen noch fern im Dunkel der Ahnung;
Frey aus der irdischen Gruft schwang er sich auf zum Olymp.

Inhalt.

Seite.

176. Otto Graf von Haugwitz.
Genügsamkeit. 5
An Deutschlands Barden. 1786. . 7
Wahrheit. 8
Ländliches Glück. 9

177. August Wilhelm Schlegel.
Ariadne. 15
Pygmalion. 30
Arion. 44
Lebensmelodien. 52
Abendlied für die Entfernte. . 57
Die Kunst der Griechen. An Göthe. 59
Das Lieblichste. Sonett. . . 78
An Bürger. Sonett. . . . 79
Unkunde. Sonett. . . . 80

Seite.
Zuversicht. Sonett. . . . 81
Anhänglichkeit. Sonett. . . 82
Heilige Treue. Sonett. . . 83

178. Karl Ludwig Wolfmann.
Der Dorfkirchhof. . . . 87
Des alten Ritters Sohn. . . 90
Die Rache der Elfen. . . . 93
Treue. 95
Sylphenlied. 96
Die Kunst. 99

179. Friedrich Rochlitz.
Lebenstag des Tonkünstlers. . . 105
Der erste Ton. 121
Alinde. 124
Die Nixen: Ballade. . . . 127

180. Siegfried August Mahlmann.
Die drey Gaben des Vaters. . 133
Nachruf an Herder. . . . 135
Rettung. 137
Der Jüngling und der Wanderer. 138

Seite.

Die Götter. 141
Der Geist der Dichtkunst. . . . 143
Der Vater Martin. . . . 145
Nachtlied. 148
Lied des Trostes. 149
Schwermuth. 151
Amor und Psyche. . . . 153

181. Joh. Christian Friedrich Hölderlin.
Der Wanderer. 157

182. August Friedrich v. Steigentesch.
Der Kirchhof. 165
Der Troubadour. 167
Die Menschenalter. . . . 171
Der arme Thoms. 174
Einladung. 177
Erinnerung. An Lyda. . . 179
Das Reich der Fabel. An ein Kind. 180

183. Johann Dietrich Gries.
Phaethon. 185
Stanzen. 197

Seite.
Abschied. 203
Rückkehr. 206
Sonette. 209
Reiselied. 214
Erinnerung. 216
Gondolierlied. 217
An die Römerinnen. . . . 218
Anmerkungen. 222

184. Amalia von Imhof.
Die Mode. 225
Freuden der Gegenwart. . . 229
Die Verwandlung. An Daphne. 231
Die Geister des Sees. . . . 234
Die verlorene Maytag. : . 239
Der Abschied. 244
An Eros. 246
Die Jungfrau des Schloßes. . 249

185. Justine Wilhelmine von Krufft.
Klage. 263
An die Sonne. 265
Der Verlassene. 266

Seite.
Viele und Einer. . . . 268
Das Hüttchen am Flusse. . . 269
Die Cyanen. 272
Die Feengaben. . . . . —
Mädchenklage und Mädchentrost. 274
Deutung. 276
Wahn. 277
Glück des Herzens. . . . 278

186. Louise Brachmann.
Kolumbus. Eine Ballade. . . 281
Der Johannistag. 286
Sehnsucht. 289
Guido's Aurora. 291
Ritter Wilhelm und sein Roß Eine Ballade. 292
Die Rettung. 296

187. Christian Schreiber.
Der Geist der Harmonie. . . 307
Die innere Welt. . . . 309
Sprache der Blumen. . . . 311
Vereinigung. 314

Seite.

Würde des Sängers. . . . 317
Die Geister und die Menschen. 318
Menschliche Würde. . . . 320
Hymnus. 321
Zauber der Phantasie. . . . 323
Der Genius und die Sänger. . 325
Menschenkraft. 329
Die Musik. 330
Liebe und Andacht. . . . 332
Bild und Wahrheit. . . . 333
Glaube. 334
Teutoniens Sänger. . . . 336
Schiller. 338

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Matthisson, Friedrich von, 1761-1831

Lyrische Anthologie

Bd.: 17

Zürich (1807)

Bibl.Mont. 751-17/18
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10713662-5